

Jan Kruse, Alexander Lenger

Zur aktuellen Bedeutung von qualitativen Forschungsmethoden in der deutschen Volkswirtschaftslehre – Eine programmatische Exploration

The Status Quo of Qualitative Research Methods in the Field of German Economics – A Programmatical Approximation

Zusammenfassung

Die Vorteile qualitativer bzw. rekonstruktiver Forschungsmethoden sind in sozialwissenschaftlichen Fächern seit langem anerkannt und werden in der Forschungspraxis umfassend eingesetzt. Im wirtschaftswissenschaftlichen Feld hingegen spielen qualitative Methoden, wie z.B. leitfadengestützte Interviews oder teilnehmende Beobachtungen, praktisch keine Rolle. Vor dem Hintergrund, dass eine Mehrzahl deutscher Ökonomen Interesse und Kenntnisse in empirischen Forschungsmethoden für sehr wichtig hält, sollte es umso mehr überraschen, dass qualitative Forschungsmethoden so gut wie keine Verwendung in wirtschaftswissenschaftlichen Publikationen finden. Um uns diesem Phänomen auf empirische Weise anzunähern, wurde eine qualitative Befragung unter deutschsprachigen Ökonomen durchgeführt, um mehr über den Stellenwert und die Repräsentationen qualitativer bzw. rekonstruktiver Forschungsmethoden herauszufinden. Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass die Volkswirtschaftslehre fast ausschließlich quantitativ arbeitet. Ursache für die systematische Ablehnung des qualitativen Forschungsparadigmas – so unser Befund – sind die unzureichenden Kenntnisse über die Logik und den Nutzen qualitativer bzw. rekonstruktiver Forschungsansätze, der fehlende Umgang mit qualitativen Verfahren sowie eine unzulässige Methodenfixierung auf quanti-

Abstract:

The usefulness of qualitative research methods has gained much recognition in the disciplines of Social Sciences. Consequently, its methods are implemented frequently in the practical course of research. Contrary to this, in economics, qualitative methods, such as semi-structured and group interviews or participant observation, have no significance. Considering the fact that a majority of German economists have a vast knowledge and interest in empirical research methods it is very surprising that qualitative research methods are not applied for research in economic publications. To become more familiar with these phenomena on an empirical level, a qualitative census with German economists is conducted, in order to find out more about the significant values and representational samples of qualitative research methods. According to our results, the cause of the systematic disaffirmation of the qualitative research paradigm is the result of insufficient knowledge on the logic and accounts of qualitative research appendage. Moreover, the cause is also due to the missing association with qualitative procedures as well as an existing fixation of methods of quantitative or mathematical designs. Consequently, the causes and developments being responsible for such a rigid rejection of qualitative research methods in the field of economics are elaborated. It is the aim of the paper to present

tative bzw. mathematische Designs. Entsprechend gilt es herauszuarbeiten, welche Gründe und Entwicklungen für eine solch rigorose Ablehnung qualitativer und vor allem rekonstruktiver Forschungsmethoden in der Volkswirtschaftslehre verantwortlich sind. Es ist das Ziel des vorliegenden Beitrags, die fachspezifische Einstellung und das allgemeine Wissenschaftsverständnis von deutschen Ökonomen herauszuarbeiten sowie Aussagen über Bedeutung, Relevanz und insbesondere Potentiale qualitativer und auch rekonstruktiver Forschungsmethoden für ökonomische Fragestellungen aufzuzeigen.

Keywords: Qualitative Forschung, Rekonstruktive Methoden; Empirische Befragung; Wirtschaftswissenschaftliches Feld; Methodologische Fragen

the specific attribution of German economists and to lay out the potential of qualitative research methods for economic reasoning.

Keywords: qualitative research, hermeneutics; empirical social research; inquiry; economics; methodological questions

Prolog

„Von der nomothetischen Naturwissenschaft führt kein Weg zu nomothetischer Erfahrungswissenschaft vom menschlichen Handeln. Wir mögen, ungeachtet aller erkenntnistheoretischen Bedenken, der Kategorie der Kausalität allgemeine Geltung zuschreiben und annehmen, dass das menschliche Handeln gerade so in die Kausalketten eingefügt ist wie alles übrige Geschehen. Wir mögen annehmen, dass Körperliches und Geistiges untrennbar durch die Kausalität verbunden sind, und dass alles Seelische vom Leiblichen abhängig, seine Begleiterscheinung oder sein Erzeugnis sei. Doch nichts von dem, was uns die Erfahrung lehren konnte, berechtigt uns anzunehmen, dass es menschlicher Wissenschaft einmal gelingen könnte zu erkennen, wie sich Körperliches in Seelisches umsetzt. Das Verhältnis der Außenwelt – und in diesem Sinne ist auch alles Physiologische des eigenen Leibes Außenwelt – zur inneren Welt des Wahrnehmens und Denkens ist uns immer noch ein Rätsel und wird es wohl bleiben. Die Unzulänglichkeit unserer geistigen Werkzeuge hindert uns, die Einheit der äußeren und der inneren Welt, die der Monismus lehrt, zu erfassen und einen Weg, der vom Materiellen zum Psychischen führt, zu sehen. Die Erfahrung zeigt uns zwei Welten, die des Geistes und der Seele auf der einen Seite und die Welt, die den Gegenstand der nomothetischen Naturwissenschaft bildet, auf der andern Seite. Die Erfahrung sagt uns aber nichts darüber, wie diese beiden Welten verknüpft sind.“ (Ludwig von Mises 1940, Nationalökonomie, Kapitel VII. Theorie und Geschichte – Qualitative und quantitative Erkenntnis)

1. Einleitung: Wirtschaftswissenschaft als angewandte Sozialwissenschaft¹

Wirtschaftswissenschaft, verstanden als die Wissenschaft die sich mit wirtschaftlichen Phänomenen und wirtschaftlichem Wandel beschäftigt, ist ursprünglich keine naturwissenschaftlich-mathematische, sondern eine sozialwissenschaftliche Disziplin (vgl. Vanberg 2004). Erst in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg transformierte die mathematische Ökonomik zur das Fach beherrschende Theorierichtung (Blinder 1999; Weintraub 2002). Wurden in der führenden Fachzeitschrift dem *American Economic Review* 1940 noch weniger als auf drei Prozent der Seiten des betreffenden Jahrgangs rudimentäre mathematische Ausdrücke verwendet, so fanden sich 1990 nahezu auf vierzig Prozent aller Seiten komplexe mathematische Ausdrücke (Lawson 2003, S. 343). Entsprechend spricht der Princeton Ökonom Alan Blinder inzwischen auch kritisch von einem „Mathematik Rennen“ und stellt fest:

“By the 1960s and 1970s, economics had been completely transformed into a technical discipline with all the trappings of science. Nowadays, all economics journals are replete with theorems and proofs, statistical estimation of parameters, and hypothesis testing. Indeed some have claimed that economics is now more mathematical than physics, and nontechnical economics writing has been virtually banished from the academy.” (Blinder 1999, S. 143)

Angesichts dieser Entwicklung wird regelmäßig darauf hingewiesen, dass die Ökonomik nicht einfach naturwissenschaftliche Gesetze identifizieren und analysieren kann, sondern vielmehr muss eine realitätsnahe Wirtschaftswissenschaft soziale Beziehungen und menschliches Handeln analysieren, um zu Erkenntnissen über den Marktprozess und das Wirtschaftssystem zu gelangen (vgl. z.B. Lawson 2003, S. 343 sowie Vanberg 2004).

1.1 Die Situation der deutschen Volkswirtschaftslehre²

Auch in Deutschland wird seit längerem intensiv und kritisch über die Lehr- und Forschungsmeinungen deutscher Ökonomen diskutiert.³ Dabei wird deutschen Ökonomen einerseits vorgeworfen, sie seien zu sehr theoretisch sowie mathematisch orientiert und trügen deswegen wenig zur Problemlösung aktueller wirtschaftspolitischer Fragen bei. Andererseits wird häufig argumentiert, Ökonomen arbeiteten zu stark empirisch und analysierten wirtschaftspolitische Fragestellungen nicht mit Hilfe theoretischer Ansätze (Frey/Humbert/Schneider 2007, S. 359). Eine Untersuchung unter den Mitgliedern des Vereins für Socialpolitik beispielsweise zeigt, dass Interesse und Kenntnisse in empirischen Forschungsmethoden zu einem guten Ökonom gehören (knapp 60% der Ökonomen halten dies für sehr wichtig). Hervorragende mathematische Kenntnisse hingegen spielen eine deutlich untergeordnete Rolle (lediglich 25% der Wirtschaftswissenschaftler finden, dass diese Kompetenz eine zentrale Rolle spielt, vgl. Frey/Humbert/Schneider 2007, S. 366).⁴ Diese Aussage ist jedoch mit großer Vorsicht zu interpretieren, handelt es sich doch bei der empirischen Forschung, dies wird die vorliegende Untersuchung bestätigen, um ein rein quantitatives

Verständnis (standardisierte Methoden, Statistik), welches eine hohe mathematische Kompetenz und Abstraktionsfähigkeit voraussetzt.⁵ Ursache hierfür – so unsere These – ist die starke Dominanz bzw. Relevanz des neoklassischen Forschungsparadigmas, welche von vier Fünftel aller befragten Ökonomen unterstützt wird sowie die sehr starke Zustimmung zum Modell des homo oeconomicus, welches – unabhängig zahlreicher empirischer Befunde und Kritik – von zwei Drittel der im wirtschaftswissenschaftlichen Feld tätigen Ökonomen favorisiert wird (Frey/Humbert/Schneider 2007, S. 361-364).⁶

1.2 Zum Status Quo von qualitativen Methoden in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur

Angesichts der Tatsache, dass eine Mehrzahl deutscher Ökonomen Interesse und Kenntnisse in empirischen Forschungsmethoden für sehr wichtig hält, sollte es umso mehr überraschen, dass qualitative und vor allem rekonstruktive Forschungsmethoden⁷ praktisch keine Verwendung in wirtschaftswissenschaftlichen Publikationen finden (vgl. hierzu Piore 1979, 2006a, 2006b; Blinder 1990; Hill/Meagher 1999; Bitsch 2000; Cawthorne 2001; Schlüter 2010 sowie umfassend Starr 2011). So war auch Anstoß für das vorliegende Forschungsvorhaben die Schwierigkeit, Beiträge mit qualitativen Inhalten in wirtschaftswissenschaftlichen Fachzeitschriften zu veröffentlichen sowie die in den verschiedenen Gutachten vorgebrachte Skepsis gegenüber den qualitativen Inhalten (vgl. Etges/Lenger 2010; siehe auch Bitsch 2000 und Cawthorne 2001). Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass die Volkswirtschaftslehre nahezu ausschließlich mittels einer quantitativen Logik arbeitet. Unsere Vermutung war, dass die Ursache für die systematische Ablehnung des qualitativen Forschungsparadigmas die unzureichende Kenntnisse über die Logik und den Nutzen diese Forschungsmethode, den fehlenden Umgang mit der Technik sowie eine unzulässige Methodenfixierung auf quantitative bzw. mathematische Designs ist. Ein erster Blick in die einschlägigen Einführungswerke in die Methoden der empirischen Wirtschaftsforschung (z.B. Winker 1997, 2007; Moosmüller 2004; Hübler 2005; Bauer/Fertig/Schmidt 2009; Ronning 2011) zeigt, dass rekonstruktive Ansätze innerhalb des ökonomischen Mainstreams keine Rolle spielen (vgl. auch Piore 2006a; Schlüter 2010; Starr 2011). Zwar finden rekonstruktive Methoden zunehmend in der Betriebswirtschaftslehre, insbesondere in den Bereichen Marktforschung und Marketing (Buber/Holzmüller 2009; Naderer/Balzer 2007), Personal, Organisation und Kontrolle (Cassell/Symon 1994, 2004; für konzeptionelle Überlegungen siehe Clark/Fast 2001), Finanzierung und Rechnungswesen (Humphrey/Lee 2004; Burton 2007) sowie in einigen Teilbereichen der Volkswirtschaftslehre wie zum Beispiel in der Entwicklungsökonomik (Cawthorne 1995, 2001), Gesundheitsökonomik (Coast 1999; Coast/McDonald/Baker 2004), Arbeitsmarktökonomik (Piore/Sabel 1985; Hill/Meagher 1999; Lester/Piore 2004), Makroökonomik (Blinder 1990, 1991; Blinder/Choi 1990), Institutionenökonomik (Menard 2001; Schlüter 2001, 2010), Umweltökonomik (Ostrom 1990, 2005; Schlüter 2009) oder der Agrarökonomie (vgl. Sterns/Schweikhardt/Peterson 1998; Westgren/Zering 1998; Bitsch 2000, Schlüter/Vollan 2011) Anwendung (für einen ergänzenden Überblick siehe Starr 2011, S. 25-34, welche 34 weitere teilweise qualitative Studien auflistet). Innerhalb des volkswirtschaftlichen Mainstreams spielen qualitative Ansätze

aber keine nennenswerte Rolle und es findet auch keine Diskussion diesbezüglich statt (siehe Piore 2006 oder Schlüter 2010). Einer der wenigen Ökonomen, der konsequent mit qualitativen Befragungen arbeitet, ist der Arbeitsmarktökonom Michael J. Piore am MIT. So hat er einige aussagekräftige Arbeiten zu Arbeitsmärkten (1979), Anpassung an Handel (1998), Technologischen Wandel (1968) und Gewerkschaftsschwund (1983) vorgelegt.

1.3 Die empirischen Potentiale qualitativer Methoden

Die Vorteile qualitativer Forschungsmethoden werden seit langem ausführlich diskutiert (vgl. exemplarisch Bohnsack 2000, S. 12-33; Kruse 2014: Kapitel I). Entsprechend gilt es herauszuarbeiten, welche Gründe und Entwicklungen für eine solch rigorose Ablehnung qualitativer Forschungsmethoden in der Volkswirtschaftslehre verantwortlich sind. Um uns dieser Fragestellung zu nähern, wurde eine explorative Befragung unter deutschsprachigen Ökonomen durchgeführt, um mehr über den Stellenwert und die Repräsentationen qualitativer Sozialforschung herauszufinden. Diese Methoden sind in den Sozialwissenschaften seit langer Zeit anerkannt und werden in der Forschungspraxis umfassend eingesetzt. Insbesondere erscheinen qualitative Methoden aufgrund der begrenzten Vorhersagbarkeit und der Komplexität menschlichen Verhaltens und Handlungsmöglichkeiten vorteilhaft (Simon 1992). Zudem werden Problemkontexte thematisiert, welche häufig vom Forschenden ex-ante überhaupt nicht antizipiert werden können (vgl. auch Piore 2006b). Schließlich ermöglicht die Offenheit des Verfahrens, neue, bisher unbekannte Sachverhalte zu entdecken, d.h. hypothesengenerierend und theoriebildend zu forschen. Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass, da die Teilnehmer (fast) keine Vorgaben haben, man vollständigere Informationen über die subjektive Sicht der Gesprächspartner und subjektiv relevantere Sachverhalte erhält. Zudem erzeugt die nicht prä determinierte Vorgehensweise eine hohe inhaltliche Validität und einen tieferen Informationsgehalt durch offene Befragungsmethoden (vgl. hierzu wieder Bohnsack 2000, S. 12ff.) Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, die fachspezifische Einstellung und das allgemeine Wissenschaftsverständnis von deutschen Ökonomen herauszuarbeiten sowie Aussagen über Bedeutung, Relevanz und insbesondere Potentiale rekonstruktiver Forschungsmethoden für ökonomische Fragestellungen aufzuzeigen. Hierzu wurde eine qualitative Befragung durchgeführt, um zu erheben, inwieweit qualitative Forschungsansätze in der Volkswirtschaftslehre überhaupt Anwendung finden und wie die Konzeptsysteme (d.h. Repräsentationen) für oder gegen qualitative Methoden genau gelagert sind. Die Betriebswirtschaftslehre soll dabei explizit nicht Gegenstand unserer Überlegungen sein.

1.4 Aufbau des Beitrags

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Zunächst wird in Abschnitt 2 die Methodik der vorliegenden Untersuchung skizziert. Abschnitt 3 widmet sich der Logik des wirtschaftswissenschaftlichen Feldes und stellt hierzu die empirischen Befunde auf der Basis der rekonstruktiven Analysen des Datenmaterials aus der qualita-

tiven Email-Befragung dar. In Abschnitt 4 werden die zentralen Erkenntnisse aus der Perspektive qualitativer bzw. genauer gesagt rekonstruktiver Forschungslogik reflektiert bevor hierauf aufbauend in Abschnitt 5 einige Überlegungen vorgetragen werden, inwieweit qualitative Methoden geeignet sind, zu einem besseren Verständnis wirtschaftlicher Abläufe beizutragen.

2. Methodik

Die Fragestellung nach der gegenwärtigen Bedeutung von qualitativen Forschungsmethoden in der deutschen Volkswirtschaftslehre wurde im Sinne einer explorativen Annäherung auf der Basis einer Email-Befragung erhoben und rekonstruktiv ausgewertet (vgl. Kruse 2014: Kapitel VII; Kruse/Biesel/Schmieder 2011). Es soll also nicht die Bedeutung in ihrer quantitativ-repräsentativen Dimension untersucht werden, sondern vielmehr werden in der Tradition des interpretativen Paradigmas (vgl. Wilson 1973) auf der Basis einer rekonstruktiven Analyse die *homologen Muster* (siehe Abschnitt 4) in den subjektiven Repräsentationssystemen in Bezug auf die Einschätzung der Bedeutung von qualitativen Forschungsmethoden in der Ökonomik herausgearbeitet werden (vgl. Bohnsack 2000, S. 12ff.; Kruse 2014: Kapitel I, vgl. auch hierzu sowie im Folgenden Abschnitt 4). Ein solches Vorgehen erlaubt u.E. trotz des eng fokussierten empirischen Zugangs und der sehr begrenzten Datenlage einen Rückschluss auf das vorherrschende semantische Repräsentationssystem qualitativer Forschung innerhalb der Volkswirtschaftslehre.

Dennoch bedarf es in diesem Zusammenhang weiterer Forschungen, welche die hier vorgestellten Ergebnisse – die entsprechend im Sinne eines Desiderates zu verstehen sind – vertiefen. Da die verschiedenen Repräsentationsmuster jedoch nicht ohne weiteres in der Literatur zu erkennen waren, erschien zunächst eine qualitative Befragung verschiedener Akteure im wirtschaftswissenschaftlichen Feld sinnvoll. Es sei aber explizit hervorgehoben, dass der vorliegende Beitrag gewissermaßen einen Zwischenbericht darstellt.

Die qualitative Email-Befragung wurde wie folgt realisiert: Nach einem inhaltlichen Anschreiben, das bewusst offen gehalten wurde in Hinblick auf unsere Forschungsfragen und Erkenntnisinteressen und somit den klassischen Charakter eines offenen Grundreizes für eine frei strukturierte Textproduktion aufwies, folgten einige offene Leitfragen, die zwar thematische Foci setzten, dies aber wiederum mit einem offenen Charakter (vgl. Helfferich 2005; Kruse 2014: Kapitel III).

Die Samplebildung folgte den Grundprinzipien rekonstruktiver Forschung, nämlich dem Prinzip der *maximalen strukturellen Variation* (Kleining 1982). Ein grundlegendes Merkmal qualitativer Samples ist die Kontrastierung relevanter Fälle aus dem empirischen Feld (bewusstes kontrastierendes bzw. komparatives Sampling). Hierüber wird erreicht, ein „breites Spektrum“ (Merkens 2003) an Relevanzsystemen aufzunehmen und somit die Heterogenität des Feldes zu berücksichtigen (vgl. Kelle/Kluge 1999, S. 38ff.).⁸ Denn das Ziel qualitativer bzw. genauer gesagt rekonstruktiver Studien ist keine statistische Repräsentativität, sondern die phänomenologische – d.h. umfassende und vielschichtige – Repräsentation komplexer sozialer Wirklichkeiten, die hermeneutisch rekonstruiert und als Muster umfassend dargestellt werden (siehe ausführlicher Kruse 2014: Kapitel I).

Muster stellen dabei sinnstrukturelle Konsistenzen – im Sinne von qualitativen Regelmäßigkeiten, nicht im Sinne von Häufigkeitsverteilungen wie in der quantitativen Forschung – in Hinsicht auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den untersuchten sozialen Phänomenen dar.

Über dieses kontrastierende Sampling wird es möglich, in den Daten zugrunde liegende Muster von Aussagensystemen valide zu rekonstruieren. So argumentiert beispielsweise Mayring (2007, Abs. 20), dass bis zu zehn empirische Fälle im Rahmen qualitativer Analysen oftmals schon ausreichen, um die zentralen Relevanzstrukturen in Hinblick auf das spezifische zu untersuchende soziale Phänomen rekonstruieren zu können. Solche Aussagen in Hinblick auf die Generalisierung (wiederum nicht im statistischen Sinne) qualitativer Forschungsergebnisse sind allerdings nicht unkritisch zu betrachten (vgl. Merkens 2003; Kelle/Kluge 1999).

Konkret auf das vorliegende Forschungsprojekt bezogen hieß dies, dass – anknüpfend an drei vorliegende Gutachten zu eingereichten Aufsätzen, in welchen die Verwendung von qualitativen Methoden explizit kommentiert worden war – im Sinne von Repräsentanten unterschiedliche zentrale Akteure des Untersuchungsfeldes für die Samplebildung herangezogen wurden. Dazu zählen bewusst ausgewählte Professoren verschiedener ökonomischer Teildisziplinen (direkte Recherche und Kontaktaufnahme, angeschrieben wurden folgende Teilbereiche: Theorie/Neoklassik, Wirtschaftspolitik/Wohlfahrtsökonomik, Wirtschaftspolitik/Ordnungsökonomik, Neue Institutionenökonomik sowie als Gegenhorizont Wirtschaftssoziologie),⁹ bewusst ausgesuchte Journal-Editoren (Herausgeber und Redakteure relevanter Zeitschriften: direkte Recherche und Kontaktaufnahme) sowie Forschungskräfte, die über verschiedene einschlägige Mailinglisten angeschrieben wurden.¹⁰

Tabelle 1: Sample

	Anzahl	Expertise	Reaktion	Rücklaufquote
Professoren	20	3	4	35%
Journal-Editoren	51	–	7	13,8%
Nachwuchsforscher	– ¹¹	1	1	–
Gesamt		4	12	

Wie die tabellarische Übersicht des realisierten Samples ersichtlich macht, waren die Rücklaufquoten sehr gering: es liegen lediglich vier im Sinne des Leitfadens vollständige Antworten vor, dafür zwölf Reaktionen, die ebenfalls als Fälle aufgenommen wurden, da sie relevante Sinnstrukturen in Bezug auf das untersuchte Repräsentationssystem der Bedeutung qualitativer Forschungsmethoden in der Volkswirtschaftslehre enthalten. Dieser Umstand darf jedoch nicht als Mangel der explorativen Studie aufgefasst werden, sondern muss vielmehr bereits als ein *erster Befund* interpretiert werden. Insbesondere die Art und Weise, wie verhalten und in welcher Art und Weise auf den Aufruf unserer qualitativen Email-Befragung reagiert wurde, stellt in Bezug auf unsere Fragestellung allein schon ein aufschlussreiches Ergebnis dar.

Ausgewertet wurden sämtliche Rücklaufschreiben, sowohl in einfacher inhaltsanalytischer (vgl. Mayring 2003), als auch in rekonstruktiver Weise (ausführlicher hierzu Kruse 2014; Kruse/Biesel/Schmieder 2011). Hinzu kamen als fallergänzende und komparative Materialien drei Gutachten zu eingereichten Aufsät-

zen, in welchen die Verwendung von qualitativen Methoden explizit kommentiert worden war. Diese Antworten wurden wiederum rekonstruktionslogisch in Hinblick auf das dominante Repräsentationssystem der Bedeutung qualitativer Forschungsmethoden in der Volkswirtschaftslehre ausgewertet.

3. Das wirtschaftswissenschaftliche Feld

“In the other social sciences, the notion that you can learn things by asking people would hardly be a revolutionary message. Indeed, it would hardly be a message at all, for asking people is a fundamental tool to inquiry in anthropology, sociology, psychology, and even, to some extent, political science. Yet it is something that economists not only rarely do, but often actually sneer at. After all, we don’t want to act like sociologists and political scientists.” (Blinder 1990, S. 297)

Im Folgenden werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargestellt und verschiedene vorherrschende Konzept- bzw. Relevanzsysteme herausgearbeitet. Insgesamt zeigt die Erhebung, dass das ökonomische Feld insbesondere von einem naturwissenschaftlich-deduktivem Wissenschaftsverständnis als dominantes Repräsentationssystem empirischer Forschung geprägt ist.

Empirische Arbeiten in der Ökonomik sind quantitativ (Cawthorne 2001, S. 67), d.h. das Datensample muss quantifizierbar sein, in großer Fallzahl vorliegen sowie die Forderung nach Objektivität (Intersubjektivität bzw. Sachlichkeit und Unabhängigkeit), Reliabilität (Zuverlässigkeit) und Validität (Gültigkeit) erfüllen (vgl. hierzu Diekmann 2009, S. 250), was erreicht wird durch standardisierte stringente Vorgaben, die eine (vermeintliche) Kontrolle über die Daten ermöglichen (vgl. Bohnsack 2000, S. 12ff.). Diese Sichtweise kann insbesondere durch die Äußerung eines Befragten verdeutlicht werden, der explizit in einem persönlichen Nachsatz darauf hinweist, „dass nach meinem Verständnis erst dann eine gewisse Relevanz Ihrer Studie erreicht werden kann, wenn bei allen Befragten sicher gestellt ist, dass wie vergleichbare Vorstellungen von „qualitativen“ Methoden haben“. Hierdurch – so unser zentrales Argument – vergibt das Fach jedoch die Möglichkeit, wichtige Befunde herauszuarbeiten und ihre Modelle realitätsnäher zu gestalten, da allein die standardisierten Vorgaben den Bereich möglicher empirischer Erfahrungen massiv einschränkt. So gilt es z.B. anzuerkennen, dass gerade in der Mikroökonomik bzw. Wohlfahrtsökonomik noch immer relativ wenige Erkenntnisse über die Nutzenfunktionen und Präferenzen von Individuen vorliegen. Vielmehr wird ex-ante ein relativ unrealistischer streng rational agierender homo oeconomicus antizipiert, welcher bei Bedarf entsprechend modelltheoretisch erweitert wird, wie z.B. um „Bounded Rationality“ (Simon 1955, 1956), „Theorien sozialer Präferenzen“ (Fehr/Schmidt 1999; Fehr/Fischbacher 2002) oder „Extended Rationality Models“ (Neumärker 2007). In diesem Sinne kann der Neoklassik tatsächlich eine Art Modellplatonismus vorgeworfen werden (Albert 1965). Gerade hier jedoch könnten qualitative Methoden durchaus geeignet sein, wertvolle Erkenntnisse beizutragen, da sie aufgrund des offenen Ansatzes tatsächliche Erkenntnisse berücksichtigen und eine ex-ante Modellbildung verhindern würden.¹²

Der Vorteil einer offenen Fragestellung ist, dass den Befragten die Möglichkeit gegeben wird, den eigenen Bezugsrahmen formulieren zu können. Qualitative

Studien können damit wichtige Quellen für Fragen und Antwortvorgaben für standardisierte Erhebungen darstellen und sehr häufig zusätzliche Informationen offenlegen, an welche die Forscher ex-ante womöglich nicht gedacht hätten. Entsprechend wurde in unserer Studie die Frage nach qualitativen Forschungsmethoden in der Volkswirtschaftslehre bewusst offen gehalten und erst auf Nachfrage spezifiziert. Hierdurch konnten wertvolle Hinweise auf die zugrundeliegenden Repräsentationssysteme empirischer Forschungsmethoden gewonnen werden, denn allein die Art und Weise der Reaktionen und Nachfragen deuteten darauf hin, dass die meisten befragten Wirtschaftswissenschaftler kaum Berührungspunkte mit rekonstruktiven Forschungsmethoden haben.

So zeigt sich ein zentrales Muster in der Reaktion der Befragten, dass die bewusst offen gehaltene Fragestellung nach „Qualitativen Forschungsmethoden“ Unsicherheiten und weitere Klärungs- bzw. Definitionswünsche erzeugt, was die Seltenheit im Umgang mit qualitativen Forschungsmethoden belegt und durch die Äußerung eines Befragten exemplarisch verdeutlicht werden kann, dem z.B. unklar war, ob „alles was nicht quantitativ ist, also auch rein theoretische Analysen oder eher empirisch orientierte Ansätze, die jedoch z.B. mangels geeigneter Daten, keinen explizit quantitativen Ansatz verfolgen“ zu qualitativen Forschungsmethoden gezählt werden sollte. Ein anderer Teilnehmer formulierte diese Unsicherheit folgendermaßen: „Ich will mich gerne beteiligen, verstehe aber nicht ganz, was Sie unter qualitativen Methoden verstehen. VWL ohne Mathematik und Statistik, auch ohne Bezug zu Zahlen?“ Treffend belegt wird dieses zentrale Muster der Unsicherheit und Fremdheit in den Reaktionen der Befragten auch durch das folgende Zitat:

„Drittens sind die Fragen derart unspezifiziert, dass sie zu Missinterpretationen geradezu einladen. So müssten Sie die Inhalte von „qualitativ“ und „quantitativ“ näher erläutern: selbsterklärend sind sie nicht. Was ist z.B. mit einer modelltheoretischen Arbeit? Ist die dort verwendete Mathematik „qualitative“ oder „quantitative“ Methode? Was ist mit experimentellen Arbeiten? Oder: Sind Arbeiten in denen Zahlen vorkommen, schon deswegen „quantitativ“?“

Bereits an dieser Stelle kommt die Dominanz des quantitativen Paradigmas deutlich zum Vorschein. Denn die Klärungswünsche zielen in der Mehrheit darauf ab, die Vergleichbarkeit (d.h. Kontrolle) von Daten sicher zu stellen, indem die Gütekriterien quantitativer Forschungspraxis (Objektivität, Reliabilität und Validität) herangezogen werden. Dass qualitative Methoden jedoch einem anderen Forschungsparadigma folgen, wurde bei den wenigsten Teilnehmern berücksichtigt.

„Eine seriöse empirische Erhebung sieht anders aus.“

Diese fehlende Vertrautheit mit qualitativen Forschungsmethoden manifestierte sich sogar in einem noch sehr viel drastischeren Antwortmuster – der schroffen Ablehnung:¹³

„Ihre Mail ist ein perfektes Negativbeispiel, wie qualitative Forschung auf gar keinen Fall aussehen darf. Warum sollte ich mir die Zeit nehmen und auf Ihre Fragen auch noch schriftlich antworten? Sie erwarten einen zeitlichen Einsatz, der ungleich höher ist, als wenn Sie ein Interview führen würden – wie ich auch noch die Transkription selbst übernehmen soll.“

Hierbei ist auf zweierlei hinzuweisen. Zum einen zeigt die Antwort den fehlenden Umgang mit qualitativen Interviews, welche in der Regel – auch für den zu Interviewenden – sich als sehr zeitintensiv gestalten (im Anschreiben wurde hingegen explizit darauf verwiesen, dass die Expertise auf maximal zwei Seiten begrenzt sein sollte). Zum anderen ist festzuhalten, dass es sich bei einer schriftlich formulierten Expertise keineswegs um eine „Transkription“ handelt. Eine „Transkription“ stellt einen Sekundärdatensatz dar (vgl. Kruse 2014: Kapitel VI); es handelt sich dabei um die ‚Übersetzung‘ von einer Sprache oder Darstellungsform in eine andere (meist Sprache in Schrift). Dies trifft für diesen Fall nicht zu, denn die schriftliche Expertise stellt ein Primärdatum dar.

Noch deutlicher wird das Muster der fehlenden Kenntnis im Umgang mit qualitativer Forschungspraxis durch das folgende Zitatbeispiel:

„In der derzeitigen Form Ihrer Umfrage ist mir eine Teilnahme nicht möglich. Zum ersten sind 20 Befragte ein zu kleines Sample, um daraus verlässliche Angaben zu gewinnen. [...] Ferner wäre es wesentlich zielführender, einen Fragenkatalog zu entwickeln, damit die Antworten standardisierter erfolgen können. Das ganze Verfahren macht mir viel zu sehr den Eindruck von „aus der Hüfte geschossen“. Eine seriöse empirische Erhebung sieht anders aus. Das ist ein besonders schwerwiegender Einwand, weil Sie ja gerade auf die Bedeutung „qualitativer“ Forschung abstellen. Dann muss aus der Untersuchung aber erkennbar sein, dass die Autoren das verstehen, gegenüber dem sie die „qualitative Forschung“ abheben wollen. [...] In welcher Weise sind Ökonomen in dieses Projekt eines soziologischen Instituts einbezogen?“

Anhand dieses Beispiels zeigt sich deutlich eine unterstellte Hierarchie zwischen quantitativer und qualitativer Methodik sowie eine fachdisziplinäre Zuordnung quantitativer Methoden zur Volkswirtschaftslehre und qualitativer Methoden zur Soziologie. Dabei ist es bezeichnend, eine quantitative Untersuchung über qualitative Methoden zu fordern, entspricht aber der zu beobachtenden Instrumentenlogik. Diese quantitative Instrumentenlogik in den Antwortmustern der Befragten kann anhand der Äußerung eines anderen Befragten prägnant belegt werden, der vorschlägt: „Ferner wäre es zielführender, einen Fragekatalog zu entwickeln.“

„Hierbei darf man natürlich keine Repräsentativität verlangen.“

Wie durch die vorausgegangenen Ausführungen bereits verdeutlicht werden konnte, ist es ein zentraler Befund unserer Untersuchung, dass sich in den Antwortmustern der Befragten ein starkes Bedürfnis nach der Transformation unserer qualitativen Methodik in eine quantitative Forschungslogik zeigt. Besonders deutlich wird dieses Muster in der mehrfachen Feststellung einer fehlenden Repräsentativität („20 Befragte sind ein zu kleines Sample“) der Umfrage. Um darzulegen, dass dieses Muster tatsächlich eine generalisierte Repräsentation im wirtschaftswissenschaftlichen Feld darstellt, sei als Ergänzung an dieser Stelle exemplarisch aus einem Peer-Review Gutachten zitiert, in welchem die Verwendung qualitativer Daten folgendermaßen kommentiert wurde:

„Grundsätzlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn anstelle der häufig in der Ökonomik anzutreffenden quantitativen Analysen ein qualitatives Untersuchungsdesign gewählt wird. Angesichts der „black box der Vermittlungspraxis“ spricht daher nichts gegen die durchgeführte Auswertung von explorativen Interviews. Hierbei darf man natürlich keine Repräsentativität verlangen, nichtsdestotrotz sind aber an die empirische Analyse gewisse methodische Standards zu stellen. So ist es nicht möglich aus der anekdotischen

Evidenz der wiedergegebenen Zitate (im Sinne von „es gibt eine Kundin, die sagt..“) allgemeingültige Aussagen abzuleiten. Weiterhin muss auch gefragt werden, inwieweit der Beitrag tatsächlich auf eine Überprüfung der Hypothesen ausgerichtet ist. Die Schlussfolgerungen und Interpretationen am Ende des Textes deuten stark darauf hin. Hierfür ist allerdings das komplette empirische Untersuchungsdesign ungeeignet, denn die empirische Aufbereitung der Interviews kann nur hypothesengenerierend eingesetzt werden.“

In diesem Sinne bewertet auch einer der „Befürworter“ qualitativer Methoden die Reputationsprobleme anhand quantitativer Gütekriterien, wenn er feststellt: „Die Vorbehalte gegenüber qualitativen Forschungsmethoden sind sicherlich, dass nur einzelne Fälle analysiert werden können und es schwierig ist, auf eine größere Allgemeinheit zu schließen.“

Ursache für diese Fehlinterpretation sind u.E. fachspezifische Charakteristika sowie die Dominanz des neoklassischen Forschungsparadigmas mit ihrer Fokussierung auf mathematische Methoden und Statistik sowie einer damit einhergehende ‚Immunsierung der Theorie‘ (vgl. Lakatos 1974; Albert 1991; Popper 2010). Michael Piore (2006b) sieht die Ablehnung qualitativer Ansätze insbesondere in zwei feldspezifischen Eigenschaften begründet: So sind die Wirtschaftswissenschaften extrem strukturalistisch, in dem Sinne, dass sie erstens mit sehr ‚engen‘ Theoriegerüsten und empirischen Methoden operieren. Zweitens ist die Ökonomik eine normative Wissenschaft. Entsprechend ist es die Aufgabe der Ökonomik, wirtschaftliche Abläufe zu untersuchen und Verbesserungsvorschläge zu formulieren. Hierbei stellt insbesondere die Wohlfahrts-ökonomik auf Paretooptimalität ab, welches jedoch ein sehr eingeschränktes Normativitätsverständnis umfasst.¹⁴ Ökonomik als Anwendungswissenschaft hingegen zielt auf die Lösung konkreter, klar definierter Problemstellungen. Die neoklassische Theorie ist im Kern um die Annahmen konstruiert, dass rationale Individuen ihr Eigeninteresse auf kompetitiven Märkten verfolgen, wo sie unabhängig voneinander miteinander durch Preise kommunizieren. Die Theorie stellt auf eine allgemeine Gleichgewichtslösung ab. Normative Urteile vergleichen alternative Gleichgewichtszustände.

Wir sind allerdings der Ansicht, dass der von Piore aufgestellte Zusammenhang von ‚normative Wissenschaft schließt qualitative Methoden aus‘ nicht zwingend ist, denn es gibt eine ganze Reihe von sehr normativen Wissenschaften (z.B. Humanökologie, Erziehungswissenschaften), die qualitative Methoden ausgiebig nutzen. Der entscheidende Punkt ist aber, dass die Ökonomik auf einer *spezifischen* Normativität beruht, da sie grundlegend dem Rational-Choice-Paradigma folgt, welches nur schwerlich mit qualitativen, insbesondere sinnrekonstruktiven Ansätzen kombinierbar ist.

„Ich will mich gerne beteiligen, verstehe aber nicht ganz, was Sie unter qualitativen Methoden verstehen. VWL ohne Mathematik und Statistik, auch ohne Bezug zu Zahlen?“

Eine weitere Problematik bei der Befragung von Volkswirten bzgl. der Anwendungsfähigkeit von qualitativen Methoden in der Ökonomik ist das Indexikalitätsproblem (ausführlicher hierzu Kruse 2009). Generell wird hierunter die Kontextabhängigkeit von Sprache verstanden, insbesondere die Tatsache, dass kommunikativer Sinn stets in einen situativen Kontext eingebettet ist und nur hierüber sinnhaft interpretiert werden kann. Innerhalb unserer Untersuchung ergibt sich für die Befragten somit ein Problem, das rekonstruierbar wird.

Jeder Begriff weist eine begrifflich-referenzielle Dimension von Indexikalität auf. Daraus folgt, dass die Bedeutung des Begriffes „qualitative Forschungsmethoden“ wird in einem semantischen Netzwerk von Begriffen bzw. begrifflichen Konzepten nur verständlich, mit denen er in Relation steht. Unter Berücksichtigung der kollektiven Eingebundenheit der Befragten in eine bestimmte Erfahrungsgemeinschaft (vgl. Kruse 2009: 134ff.) mit fachspezifischer Sozialisation gelingt es nun herauszuarbeiten, was Volkswirtschaftler häufig unter qualitativen Methoden verstehen. Hierbei zeigt sich deutlich, dass sie nicht – wie in den Sozialwissenschaften – die Erhebung nicht standardisierter Daten und deren Auswertung verstehen, sondern vielmehr auf modelltheoretische Überlegungen, „experimentelle Arbeiten“ und zahlenfreie Fragestellungen rekurrieren. Besonders eindrücklich belegt die Aussage, „qualitative Methoden, ohne Mathematik und Statistik“, dass das qualitative Forschungsparadigma nicht als empirische Methodik angesehen wird, sondern ein völlig außenstehendes Instrumentarium darstellt.

„Methodisch bleibt die Gefahr eines Induktionsschlusses gegeben, wenn verallgemeinerungsfähige Aussagen aus den Beispielen abgeleitet werden sollen“

Ein weiteres zentrales Muster in den Wahrnehmungsschemata der Befragten – welches mit Hilfe der untersuchten Aussagen rekonstruiert werden konnte – bezieht sich auf die konsequente Anwendung deduktiv-nomothetischer Erklärungsansätze, d.h. die logische Ableitung eines festgestellten Sachverhaltes aus allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und Randbedingungen. Ein solches Vorgehen sucht – ähnlich wie in der Naturwissenschaft – nach nomothetischen Aussagen, um soziale Phänomene erklären zu können. Um darzulegen, dass auch dieses Muster eine generalisierte Repräsentation im wirtschaftswissenschaftlichen Feld darstellt, sei nochmals als Ergänzung aus einem Peer-Review Gutachten zitiert. So schreibt ein anonymes Gutachter bezüglich der Verwendung qualitativer Daten:

„Darüber hinaus tauchen mit der Integration ausgewählter empirischer Beispiele aus qualitativen Studien sowohl konzeptionelle als auch methodische Fragen auf. Konzeptionell kann der Erklärungsbeitrag der selektiv ausgewählten Befragungsbeispiele nur bedingt hilfreich sein, die Frage nach Kooperationsgewinnen oder gar der Effizienz des sozialpolitischen Instrumentariums zu hinterfragen, wenn damit nicht zumindest eine theoretisch fundierte Hypothese unterlegt wird, die im Sinne stilisierter Fakten überprüft werden kann. Methodisch bleibt die Gefahr eines Induktionsschlusses gegeben, wenn verallgemeinerungsfähige Aussagen aus den Beispielen abgeleitet werden sollen.“

In diesem Sinne wird implizit davon ausgegangen, dass es ebenfalls das Ziel qualitativer Methoden wäre, bereits formulierte Hypothesen zu testen, d.h. mittels Falsifikation deduktiv zu prüfen. Eine solche Induktionsfehlschluss-Kritik wird weiter unten diskutiert.

„Es sollte zumindest kaum einen Ökonometriker geben, der nicht die Bedeutung von qualitativen Informationen für seine Arbeit anerkennt.“

Betrachtet man das Feld der Volkswirtschaftslehre, so ist festzuhalten, dass es aber auch durchaus einige positive Interpretationsmuster bezüglich der Relevanz von qualitativen Forschungsmethoden gibt. So werden qualitative Metho-

den durchaus als „wichtig“ mit „großem Stellenwert“ angesehen, „der zumindest ebenbürtig neben quantitativen Methoden stehen könnte“. Dabei wird insbesondere das hypothesengenerierende Potential qualitativer Ansätze hervorgehoben: „Sie stellen ein relevantes Mittel in der VWL dar und sind wichtig, um neue Themenbereiche zu erforschen und aus der Sicht von ‚Insidern‘ zu belichten“.

Auf die Frage, für welche Forschungsbereiche, Felder und Fragestellungen in der Volkswirtschaftslehre der Einsatz qualitativer Methoden als relevant und gewinnbringend angesehen wird, zeigt sich in dem Muster der Befürwortung zum einen der Verweis auf die neuere Institutionenökonomik in der Tradition von North (1990) und Denzau/North (1994):

„Wenn es um Institutionen geht, erscheint das vollkommen einleuchtend. North geht davon aus, dass die Entstehung von Institutionen stark von den mentalen Modellen der Menschen beeinflusst wird, von Ideologien, etc. [...] aber um z.B. die mentalen Modelle zunächst zu verstehen, um überhaupt Muster in der Denke erkennen zu können, benötigen wir ‚narratives‘.“

Zum anderen scheint der Einsatz qualitativer Methoden aber auch in „konventionelleren“ Bereichen der Ökonomik gut vorstellbar:

„So mag das Verstehen der Entstehung von Konjunkturzyklen oder Wachstumsphasen mit Hilfe von qualitativen Daten: wie entwickeln sich eigentlich bestimmte Geschäftsklimata? Letztlich sehr viel besser möglich sein, als mit Hilfe von quantitativen Daten“.

Auch spezifischere, aktuelle Themen, wie die Verhaltensweisen von Investoren in Großbanken und Versicherungsgesellschaften sowie Managern in Unternehmen, wurden genannt. Ein Teilnehmer gab sogar an, dass er qualitative Methoden „für alle Bereiche der VWL als relevant erachtet“.

Allgemein erscheint die Aussage bemerkenswert, dass „je näher die Fragestellung an einem real existierenden Phänomen interessiert ist, desto eher erscheinen qualitative Vorgehensweisen angebracht“, zielt sie doch auf eine zentrale Schwierigkeit moderner Wirtschaftswissenschaften ab, dass die wirtschaftlichen Abläufe nicht in Realexperimenten kontrolliert erhoben werden können.

Insgesamt zeigt sich in den Antwortmustern der Befürworter eine Tendenz zur „intermethodischen Kooperation“, d.h. es gibt den Wunsch, quantitative Methoden um qualitative Methoden zu ergänzen. Ein völliger ‚Bruch‘ mit dem quantitativen Forschungsparadigma bzw. mit der Konzentration auf qualitative Methoden kann in den Antworten der Befragten aber nicht rekonstruiert werden. Eher das Gegenteil scheint der Fall zu sein, wie das folgende Zitatbeispiel veranschaulichen kann.

„Wenn ein Student zu mir in die Studienberatung käme würde ich wahrscheinlich sagen, dass, wenn er etwas in der VWL werden will, er die Finger von qualitativen Methoden lassen soll, sollte er eine wissenschaftliche Karriere als VWLer anstreben.“

Es wird also auch in den Befürwortungsmustern in Hinblick auf qualitative Methoden die „schwache“ Position innerhalb der Volkswirtschaftslehre anerkannt und explizit hervorgehoben, was sich exemplarisch in Antworten zu persönlichen Erfahrungen mit qualitativen Methoden äußert: „Qualitative Studien können nur in Journals zu Randbereichen der VWL publiziert werden, die kein hohes Ranking haben. Daher ist eine Publikation für fast alle Wissenschaftler aus der

VWL dort eher uninteressant“ und ergänzt „ich habe erst gar keine Artikel eingereicht, weil eine Publikation chancenlos ist.“

Diese Einschätzung wird auch von einem Professor für Umweltökonomik bestätigt:

„In einem Beitrag mit qualitativem Inhalt [anonymisiert, Anm. d. Verf.], stelle ich fest, dass der Editor immer mehr qualitative Teile des Papiers herausgestrichen hat. Das war für ihn ‚Geschwafel‘. Es gibt einfach zu wenig Platz für einen qualitativen Ökonom, um etwas zu veröffentlichen. In richtig renommierte Journals kommt man gar nicht rein.“

Um erneut darzulegen, dass dieses Einstellungsmuster wiederum eine generalisierte Repräsentation im wirtschaftswissenschaftlichen Feld darstellt, sei an dieser Stelle nochmals aus einem Peer-Review Gutachten zitiert:

„Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung [anonymisiert, Anm. d. Verf.] erscheint die wortgenaue Wiedergabe der Interaktionssituation nicht notwendig. Sie unterbricht den konzeptionellen roten Faden der Argumentation. [...] Vor diesem Hintergrund wird darum gebeten, diese [Interviewpassagen, Anm. d. Verf.] in einem Anhang wiederzugeben und sie im eigentlichen Text durch einen allgemeinen Verweis auf Anhang und Sekundärliteratur zu ersetzen.“

Anhand der letzten beiden Zitate kann klar und deutlich die fehlende Vertrautheit (bzw. fehlende ‚Lese- und Interpretationsfähigkeit‘) im Umgang mit qualitativen Studien aufgezeigt werden. Beide subjektiven Aussagen decken sich im Übrigen mit den Angaben vieler Herausgeber, welche berichteten, bisher noch nicht mit entsprechenden qualitativen Einreichungen „konfrontiert“ gewesen zu sein.

In diesem Sinne hat auch Thomas Kuhn darauf hingewiesen, dass Wissenschaftsdisziplinen durch „scientific communities“ geprägt werden, die ihrerseits auf gemeinsam tradierte Wissenschaftspraxen gründen. Eine wissenschaftliche Gemeinschaft besteht demnach aus den Spezialisten eines wissenschaftlichen Fachgebiets, welche dieselbe Ausbildung und berufliche Initiation durchlaufen haben. Da sie üblicherweise die gleiche Fachliteratur gelesen haben, definieren die Grenzen dieser Standardliteratur die Grenzen des jeweiligen Fachgebiets sowie der fachspezifischen Fragestellungen und Forschungsmethoden. Zum Zwecke der Identitätssicherung findet ein Austausch von Forschungsbefunden und -methoden zwischen den verschiedenen Fachdisziplinen – wenn überhaupt – nur vereinzelt statt. Dabei gilt, dass Distinktionspraktiken (vgl. Bourdieu 1992; Münch 2011) umso stärker stattfinden, je näher einander die Disziplinen aufgrund verwandter Theorien, Verfahren und Gegenstandsbereiche sind (Kuhn 1969/2007, S. 188f.).

„Die Chance für qualitativ arbeitende VWL ist wahrscheinlich ihre Anschlussfähigkeit bei anderen Sozialwissenschaften“

Damit steigt jedoch die Gefahr, dass die Volkswirtschaftslehre aufgrund des hohen Mathematisierungs- und Formalisierungsgrades zunehmend ihre Anschlussfähigkeit an andere Sozialwissenschaften verliert. Gerade diesbezüglich wird ein erheblich Potential für qualitative Forschungsmethoden gesehen. Entsprechend wird insbesondere die Anschlussfähigkeit qualitativer Methoden bei anderen Sozialwissenschaften betont: „In Zeiten vieler interdisziplinärer Lehrstühle ist das vielleicht eine Nische“.

Laut Blinder (1999, S. 141, 153) sind es drei strukturelle Veränderungen in der Ökonomik, welche die Herausbildung des neoklassischen Paradigmas verstärkt haben und damit die fehlende Anschlussfähigkeit verstärken: (1) Die Mathematisierung der Disziplin; (2) die Entwicklung und Anwendung der Ökonometrie; und (3) der Bedeutungsgewinn der Makroökonomik als ein Teilgebiet der Ökonomik (vgl. hierzu auch Hesse 2010, welcher die historische Entwicklung der Volkswirtschaftslehre in Forschung und Lehre für Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg nachzeichnet). Die Mainstream-Ökonomik, welche dem mathematisch neoklassischen Paradigma verpflichtet ist, ist heute in zwei Sparten unterteilt, welche beide mit rigorosen theoretischen Annahmen arbeiten. Anknüpfend an den methodologischen Individualismus, gemäß dem zur Beschreibung und Erklärung sozialer Prozesse auf der Makroebene von den Handlungen der einzelnen daran beteiligten Personen auf der Mikroebene ausgegangen werden muss, basiert die Theorie im Kern auf einem spezifischen, das individuelle Verhalten vorhersagendes Verhaltensmodell. Das Modell menschlichen Verhaltens, das in den „mainstream economics“ zugrunde gelegt wird, besteht im Kern wiederum aus zwei zentralen Annahmen, welcher einer genaueren Betrachtung bedürfen: zum einen die Annahme (vollständig oder eingeschränkt) rational agierender Individuen (vgl. von Neumann/Morgenstern 1948) und zum anderen die Annahme selbstinteressiert agierender Individuen. Daraus lassen sich zwei einfache Verhaltensmuster ableiten: So versuchen Menschen erstens, sich bei der Realisierung ihrer Ziele möglichst rational zu verhalten. Zum zweiten kann davon ausgegangen werden, dass Menschen ihre eigenen Interessen in den Vordergrund stellen und versuchen werden ihren individuellen Nutzen zu maximieren. Übersetzt in eine mathematische Nutzenfunktion wird davon ausgegangen, dass rationale und selbstinteressierte Menschen unter gegebenen Beschränkungen versuchen werden, ihre Nutzenfunktion zu maximieren. Technisch wird die Rationalitätsannahme durch das Maximierungsparadigma ausgedrückt und die Annahme des Selbstinteresses durch die genauen Elemente der Nutzenfunktion dargestellt.¹⁵

Kurz und bündig: Die ökonomische Theorie untersucht die Resultate des Maximierungsprozesses sowie die dazugehörigen individuellen Verhaltensmuster und Marktinteraktionen der ökonomischen Akteure. Hieraus resultieren jedoch häufig fachspezifische Deutungsschemata, welches es anderen Fachdisziplinen erschwert, die Befunde und Erkenntnisse der Ökonomik aufzugreifen. Um eine interdisziplinäre Perspektive zu ermöglichen, erscheint der Rückgriff auf qualitative Forschungsmethoden geeignet.

Nachdem das wirtschaftswissenschaftliche Feld nun hinreichend beschrieben wurde, folgt im nächsten Abschnitt eine kritisch-theoretische Reflexion der bisherigen Befunde, womit zugleich eine Ermutigung zu mehr qualitativer Forschung im wirtschaftswissenschaftlichen Feld verbunden sein soll.

4. Theoretische Reflexion der Ergebnisse aus der Perspektive rekonstruktiver Forschungslogik

Die in den vorausgegangenen Abschnitten vorgestellten Analysen des generierten Datenmaterials unserer qualitativen Email-Befragung haben einige spezifische Muster rekonstruieren können: So überwiegen distanzierende, kritische oder gar negative Positionierungen in den Statements: Es zeigt sich eine methodologische Kritik gegenüber unseren offenen Fragestellungen im Sinne von „zu uneindeutig“ und „zu allgemein“. Hinzu kommen Klärungs- und Definitionswünsche sowie Strukturierungsbedürfnisse, die Unsicherheit abbauen und Kontrolle ermöglichen sollen – sowohl in Bezug auf die Probanden als auch in Bezug auf die zu generierenden Daten. Es wird die Nachfrage gestellt, was denn unter „qualitative Forschung“ zu verstehen sei, mit der Absicht, den Forschungsgegenstand zu klären und der Argumentation dahinter, dass nur unter dieser Voraussetzung überhaupt sinnvolle Daten erhoben werden können. Diese Rückfrage ist zwar aus einer spezifischen – nämlich standardisierten – Perspektive berechtigt, verfehlt dadurch aber gerade den originären Ansatz dieses im Prinzip „sozialen Experiments“ (vgl. Helfferich 2005, S. 93), in dem das Konstrukt „qualitative Forschung“ bewusst offen und vage gehalten wird (Indexikalitätsproblem, s.u.), um zu beobachten, wie die Befragten damit umgehen. Denn in den Strategien des Umgangs mit dieser Offenheit, wie die Befragten also selbst das nicht spezifizierte Konstrukt zu füllen versuchen, zeigen sich ja gerade die zentralen Repräsentationssysteme qualitativer bzw. rekonstruktive Forschung in Form spezifischer, „*homologer Muster*“.

Dieses rekonstruktionslogische Konzept des homologen Musters geht auf die Wissenssoziologie von Mannheim zurück und hat verschiedene Ansätze des interpretativen Paradigmas – so z.B. die Ethnomethodologie Garfinkels (1967) und die dokumentarische Methode von Bohnsack (2000) – geprägt. So formuliert Garfinkel (1973, S. 199):

„Gemäß Karl Mannheim beinhaltet die Dokumentarische Methode die Suche nach ‚einem identischen, homologen Muster, das einer weit gestreuten Fülle total unterschiedlicher Sinnverwirklichungen zugrunde liegt‘. Dies bedeutet die Behandlung einer Erscheinung als ‚das Dokument‘, als ‚Hinweis auf‘, als etwas, das anstelle und im Namen des vorausgesetzten, zugrunde liegenden Musters steht.“¹⁶

Innerhalb der in unseren Daten rekonstruierten Muster zeigen sich, wie bereits ausgeführt, insbesondere *Transformationslogiken in das Paradigma deduktiv-nomothetischer, standardisierter Forschung*. Diese methodologische Transformation unseres Forschungsansatzes in die quantitative Forschungslogik betrifft dabei mehrere Felder und Dimensionen: So das *Indexikalitätsproblem* sprachlicher Stimuli, daraus folgend die *Instrumentenlogik* von Forschungsmethoden an sich sowie das klassische *Problem der Repräsentativität* von qualitativer Forschung gerade auch im Sinne einer *Induktionsfehlschluss-Kritik*. Hierdurch wird deutlich, dass die genuine Operationslogik qualitativer Forschung – die in vielerlei Hinsicht der deduktiv-nomothetischen Operationslogik standardisierter Forschung diametral entgegensteht (vgl. Bohnsack 2000, S. 12ff.) – tatsächlich nicht kognitiv durchdrungen ist. Das heißt, es zeigt sich kein anderes Repräsentationssystem empirischer Forschung als das der standardisierten – umgekehrt: *in dem Feld zeigen sich kaum wissenschaftstheoretische Repräsentationen der*

Operationslogik qualitativer Forschung. Somit wird qualitative Forschung quantitativ refrämiert und deren Operationslogik wird mit den Maßstäben eben standardisierter Forschung beurteilt, was aber grundlegend nicht möglich ist: Denn die Operationslogik, die Güte bzw. Wissenschaftlichkeit qualitativer Forschung kann nur mit Kriterien aus dieser Operationslogik selbst heraus beurteilt werden. Sind diese erst gar nicht vorhanden in den Repräsentationssystemen von Akteuren im wirtschaftswissenschaftlichen Feld, kann schließlich das Ergebnis formuliert werden, dass es bzgl. der aktuellen und praktischen Bedeutung von qualitativen Forschungsmethoden in der Volkswirtschaftslehre sehr dürftig aussieht.

Diese Problematik behält u.E. so lange Gültigkeit, wie die im Vergleich zum deduktiv-nomothetischen, standardisierten oder auch „normativen“ (Wilson 1973) Paradigma spezifisch anderen methodologischen Grundpositionen und Ziele qualitativer Forschung nicht – aus sich selbst heraus – verstanden und die hieraus sich ergebenden Potenziale für die empirische Volkswirtschaftswissenschaft erkannt werden.

Im Folgenden sollen jene hierfür wichtigsten Grundpositionen und Ziele der qualitativen bzw. genauer gesagt rekonstruktiven Forschungslogik skizziert werden und als theoretisierende Erklärungsfolie für die in den rekonstruktiven Analysen herausgearbeiteten Muster dienen. So kann die spezifische Gestalt dieser Muster in den Repräsentationen qualitativ-empirischer Forschung dahingehend interpretiert werden,

- dass *erstens* das *konstruktivistische Wirklichkeitsverständnis* qualitativer Forschung immer noch nicht forschungspraktisch anerkannt und angewendet wird, was auch zur Folge hat, dass die *Instrumentenlogik* qualitativer Forschung als nicht „objektiv“, „reliabel“ und „valide“ zurückgewiesen wird,
- dass *zweitens* in Bezug auf die *Erkenntnislogik* empirischer Forschung eine irreführende Priorisierung oder gar Verkürzung von Erkenntnischlussprinzipien vorliegt, d.h. ein spezifisches Schlussfolgerungsprinzip als Maßstab wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse gesetzt wird, was dann auch eine spezifische *Samplelogik* zur Folge hat,
- wodurch *drittens* an einem *Prozessmodell* empirischer Forschung festgehalten wird, das nicht der qualitativen Forschungsprozesslogik entspricht.

Wie im Schlussteil unseres Beitrages nochmals resümiert werden wird, ist die anhaltende mangelnde fachliche und methodische Einsicht oder gar ‚Verweigerung‘ in Bezug auf eine Öffnung für die Prämissen qualitativer Forschungslogik in diesen drei Aspekten für die zukünftige Entwicklung der empirischen Volkswirtschaftswissenschaften wenig fruchtbar.¹⁷

4.1 Das Wirklichkeitsverständnis qualitativer Forschung

Die Forschungslogik qualitativer Forschung nimmt eine andere Haltung gegenüber Wirklichkeit und Erkenntnisprozessen ein als das deduktiv-nomothetische Paradigma: Fokussiert jenes ein objektivistisches Grundverständnis, lehnt sich die qualitative Forschung an ein interaktionistisches Verständnis der Konstruktion von Wirklichkeit an, wie es gerade auch aus der Ethnomethodologie von Harold Garfinkel (Garfinkel 1967; vgl. auch Bergmann 1988; Koob 2007) be-

kannt ist, der Wirklichkeit stets als „Vollzugs-Wirklichkeit“ bezeichnete, d.h. außerhalb des Vollzugs von Wirklichkeit gibt es keine für sich stehende, objektive Wirklichkeit. Dieser sozial-konstruktivistische Ansatz hat eine radikale Konsequenz für empirische Forschung als solche, was aber auch bekanntermaßen unter dem Label des „Beobachterparadoxon“ verhandelt wird und im Prinzip keine Neuerung darstellt. Dieses Wirklichkeitsverständnis kann anhand von drei Axiomen dargestellt werden, die grundlegend sind für einen rekonstruktionslogischen, „interpretativen“ Forschungsansatz und das Wirklichkeitsverständnis deduktiv-nomologischer, „normativer“ Forschungsparadigmen konterkarieren (Wilson 1973):

1. Axiom: Wirklichkeit ist stets (sprachlich) konstruierte Wirklichkeit!

Qualitative Sozialforschung ist empirisch angewandter Konstruktivismus. In der qualitativen Forschung ist es eine wissenschaftstheoretische Basisannahme, dass Wirklichkeit niemals objektive Wirklichkeit ist, sondern stets interaktiv hergestellte, also sozial konstruierte Wirklichkeit darstellt (Konstruktivitätspostulat). Wirklichkeit liegt damit immer in unterschiedlichen Versionen vor und es verbietet sich, die Frage zu stellen, wie wahr eine Wirklichkeit ist (vgl. Watzlawick 1976; Kardorff 1995; Helfferich 2005; Kruse 2014). An dieser Stelle muss aber betont werden, dass dies nicht bedeutet, dass Wirklichkeit in beliebiger, zufälliger und willkürlicher Weise konstruiert wird. Die Wirklichkeitskonstruktionen folgen stets spezifischen Regeln und Relevanzen, die rekonstruiert werden können (vgl. Helfferich 2005; Kruse 2014). Mit diesem konstruktivistischen Wirklichkeitsverständnis wird aber auch deutlich, dass Wirklichkeit stets Kontingent ist, d.h. Wirklichkeit könnte immer auch anders aussehen (Kontingenzannahme).

2. Axiom: Alles hat bzw. ergibt einen Sinn!

Aus diesem Konstruktivitätspostulat und der Kontingenzannahme folgt ein zweites Axiom, das sich auf den ersten Blick wie eine Zumutung äußert: Alles hat bzw. ergibt einen Sinn. Diese Sinnhaftigkeitsunterstellung (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002, S. 99) ist elementar für die qualitative bzw. genauer gesagt rekonstruktive Forschung. Sie ergibt allerdings nur Sinn, wenn ein spezifischer Sinnbegriff angewendet wird, der in seinem ersten Zugang zur Wirklichkeit nicht normativ bzw. moralisch-ethisch konzipiert ist, sondern erst im Nachhinein in diesen Dimensionen wertend reflektiert wird.

3. Axiom: Nichts ist selbstverständlich!

Aus den beiden vorherigen Voraussetzungen qualitativ-empirischer Sozialforschung ergibt sich ein drittes Axiom: Nichts ist selbstverständlich! Die Infragestellung alles Selbstverständlichen (vgl. Hitzler 1986; Strauss/Corbin: 1996, S. 71) ist eine erste Voraussetzung, um sich auch von den Selbstverständlichkeiten in Hinblick auf die eigenen Wirklichkeitskonstruktionen zu lösen. Sie ist von elementarer Bedeutung in Bezug auf ganz unterschiedliche Dimensionen und Phasen des qualitativen Forschungsprozesses.

Die Problematik für wirtschaftswissenschaftliche Forschung liegt nun weniger in diesen drei Axiomen begründet, sondern vielmehr darin, dass in der Ausbildung angehender Wirtschaftswissenschaftler jenen genau das Gegenteil vermittelt wird – man beachte erneut die gängigen Methodeneinführungen. Entsprechend werden diese auf ein spezifisches, objektivistisches Wirklichkeitsverständnis habitualisiert. Wie anhand der Analyse unserer Daten gezeigt werden konnte, gilt dies insbesondere und in sehr starkem Maße für das Feld der empirischen Volkswirtschaftslehre.

Aus einer solchen konstruktivistischen Wirklichkeitsverständnis ergibt sich in letzter Konsequenz auch eine andere Instrumentenlogik qualitativer Forschung, die für Vertreter quantitativer Forschung in nachvollziehbarer Weise irritierend ist: Gemäß dem „normativen Paradigma“ kann eine objektive Wirk-

lichkeit dargestellt werden, wenn nur genau genug und richtig „gemessen“ werden kann, was über eine maximale Strukturierung und Kontrolle dieses Erhebungsvorganges erreicht werden soll. Die qualitative Forschung geht nun genau den umgekehrten Weg (vgl. Bohnsack 2000, S. 12ff.): Da die soziale Konstruktion von Wirklichkeit vor allem sprachlich-kommunikativ konstruierte Wirklichkeit ist (vgl. Knoblauch 1995; Bergmann 1988; Kruse 2014), gilt aber auch, dass das Mittel dieser Konstruktion, also die sprachlich-kommunikativen Mittel selbst nicht objektiv sein können. Das heißt, keine sprachlichen Mittel haben eine objektive Bedeutung an sich, sondern deren Bedeutung wird erst im konkreten Vollzug dieser sprachlichen Mittel selbst hergestellt. Diese Tatsache wird in der qualitativen Sozialforschung wie bereits erwähnt als das Indexikalitätsproblem menschlicher Sprache und Kommunikation bezeichnet (vgl. Garfinkel 1973; Bergmann 1988; Kruse 2009). Dessen Folge ist, dass der Standpunkt, man müsse und könne in sozialwissenschaftlichen Erhebungen, die mit sprachlichen Mitteln arbeiten (Fragebogen, Stimuli), eben jene Stimuli präzise und objektiv, also in einer Weise formulieren, so dass alle Befragten die gleiche Bedeutung darunter verstehen, unhaltbar ist. Somit ist das Ziel in der qualitativen Instrumentenlogik gerade nicht, mit einer kontrollierten Exaktheit und vorherigen geklärt der sprachlichen Mittel in die Erhebung zu gehen – daraus folgend wohl aber mit einer reflektierten Verwendung! – sondern mit einer maximalen Offenheit, so dass die Befragten die Bedeutung der verwendeten sprachlichen Mittel (= Konzepte) selbst erst aus deren subjektiven Referenzsystemen heraus setzen können (vgl. Bohnsack 2000, S. 12ff.; Helfferich 2005; Kruse 2009, 2011).

4.2 Erkenntnislogik und Schlussfolgerungsprinzip qualitativer Forschung

Empirische Sozialforschung hat die Aufgabe, der Wirklichkeit auf die Spur zu kommen, gleichgültig, wie diese – als zu untersuchender Phänomenbereich – gestaltet sein mag. Sie verfolgt damit die systematische Gestaltung von Erkenntnisprozessen. Dabei stehen den Forschenden nach Charles S. Peirce (im Überblick dazu Reichertz 2003; Kruse 2014: Kapitel I) drei Erkenntnis-Schlussprinzipien zur Verfügung: erstens die Deduktion, zweitens die Induktion, wobei diese nochmals unterteilt werden kann in eine quantitative und eine qualitative Induktion, und drittens die Abduktion.

Die Deduktion ist „wahrheitsübertragend“ (vgl. Reichertz 2003, S. 11f.) in ihrem ‚Erkenntnischluss‘, der damit im Prinzip aber eben keinen erfahrenden Erkenntnischluss, sondern eine logische Ableitung darstellt und damit tautologisch bleibt, da diese nur wissenanwendend, nicht erkenntniserweiternd ist.

Die quantitative und die qualitative Induktion sind hypothetische, das heißt wahrscheinliche Erkenntnischlüsse, also keine Wahrheitsübertragungen, sondern wie Peirce es ausdrückt, eine „Schlussfolgerung auf die beste Erklärung“ (Achinstein 1992, zit. nach Kelle 2007, S. 89). Sie sind ebenfalls nur wissenanwendend, nicht erkenntniserweiternd.

Die Abduktion schließlich ist laut Peirce nicht nur wissenanwendend, sondern darüber hinaus erkenntniserweiternd. Sie bleibt aber ebenfalls hypothetisch, das heißt sie ist eine wahrscheinliche, also potentielle Erkenntnis-Erweiterung.

Diese Skizzierung der drei Erkenntnis-Verfahren macht deutlich, was im normativen Paradigma (Wilson 1973) empirischer Sozialforschung immer noch gerne vergessen bzw. absichtlich verdrängt wird: In der standardisierten Sozialforschung – und auch in der qualitativen – kann es gar nicht um Wahrheit gehen, sondern nur um wahrscheinliche Aussagen über Wirklichkeit (vgl. Kelle 2007, S. 57ff.). Wahrheit – und damit das wahrheitsübertragende Schlussverfahren der Deduktion – ist das Feld der Logik, nicht der empirischen Sozialforschung (vgl. auch Blinkert 2009, S. 24ff.). Dies bedeutet aber auch, dass die Ausführungen in zahlreichen einführenden Methoden-Lehrbüchern zur standardisierten Forschung mit ihrem Rekurs auf das deduktiv-nomothetische Verfahren (DN-Schema, in Anlehnung an das Hempel-Oppenheim-Schema) eine irreführende Beschreibung der Erfahrungs- bzw. Erkenntnisprozesse in der (standardisierten) empirischen Sozialforschung darstellen. Denn im DN-Schema werden wissenschaftsphilosophische Ausführungen über die Anwendung von Wissen innerhalb der Logik (logische Ableitung) und methodologische Ausführungen zur Erkenntnis-Generierung durch lediglich wahrscheinliche Erkenntnisschlüsse durcheinander gebracht werden (vgl. hierzu ausführlich Kelle 2007, S. 88ff.; Blinkert 2009, S. 20ff.). In der empirischen Sozialforschung kann es somit keinen empirischen Deduktivismus geben, auch wenn standardisierte Verfahren das Gegenteil behaupten. Jegliche empirische Sozialforschung basiert auf induktiven Schlüssen: die standardisierte Sozialforschung dabei eben auf quantitativ-induktiven, die qualitative auf qualitativ-induktiven Erkenntnisschlüssen:

Die quantitative Induktion stellt eine Generalisierung von mehreren Resultaten (Daten, Beobachtungen) über einen konkreten Fall (einer konkreten Merkmalsgestalt) zu einer Regel (einem proto-typischen Fall) dar, d.h. ein konkreter Fall wird über mehrere beobachtete Resultate zu einer Regel, zu einem prototypischen Fall „verlängert“. Dieses quantitativ-induktive Schlussverfahren ist ein im Alltag sehr bekannter Erkenntnis-Modus, und kann in vielen Sprucharten ausgedrückt werden, z.B.: „Männer [Resultate] – kennst Du einen [Fall] – kennst Du alle [Regel]!“ Dass dies lediglich ein wahrscheinlicher Erkenntnisschluss ist, der nicht stimmen muss, wird evident. So ist es ein alltäglicher Vorgang, dass Resultate (Daten, Beobachtungen) unberechtigt generalisiert werden zu einer Regel, was dann in der Literatur als „Inferenz(fehl)schluss“-Urteil bezeichnet wird.

Die qualitative Induktion ist nun ebenfalls ein hypothetisches Schlussverfahren, bei dem aber nicht über die Beobachtung einer Menge an isolierten Resultaten (Daten) und der Kenntnis eines konkreten Falles eine Regel generalisiert wird (quantitative Induktion). Bei der qualitativen Induktion wird ein konkreter Fall vermutet, und zwar über ein beobachtetes Resultat, das aber bereits schon eine Kombination von – also miteinander in Beziehung gesetzten – Resultaten (Bestandteile) im Sinne eines qualitativen Musters, in Verbindung mit der Kenntnis einer Regel (einem prototypischen Fall, einem prototypischen Muster), welche das beobachtete Muster fast identisch beschreiben kann. Dieses Schlussverfahren ist damit eine ‚gestalttheoretische Ergänzung bzw. Verlängerung‘.

Die Problematik ist nun, dass durch den Mainstream standardisierter Forschung die quantitative Induktion – oftmals fälschlicher Weise als Deduktion dargestellt – als einzig wahrer Erkenntnisschluss herausgehoben wird, und die qualitative Induktion in ihrem empirisch-wissenschaftlichen Gehalt negiert wird. Hierzu schreibt Michael Piore (1979, S. 560) treffend:

“When open-ended interviews are ridiculed as ‘impressionistic’ and ‘anecdotal’ it is against the standard of econometric theory that they are being judged. The term anecdotal usually implies that the observations are not randomly collected and are not sufficiently numerous to identify a systematic pattern of behavior. The term impressionistic usually implies that the answers are neither quantitative nor quantifiable. Open-ended interviews and participant observation thus clearly do not meet the standard of econometric evidence.”

Zudem wird damit verdeckt, dass in beiden methodischen Paradigmen eigentlich keine induktiven sondern abduktive Schlüsse angestrebt werden sollten, da nur diese, wie Peirce herausgearbeitet hat, erkenntniserweiternd sind und nicht nur Wissen anwendend. Reichertz (2003, S. 12f.) führt zur Abduktion in diesem Zusammenhang aus:

„Die Abduktion ist innerhalb des Forschungsprozesses gefordert, wenn in den erhobenen Daten solche Merkmalskombinationen vorkommen, für die sich im bereits existierenden wissenschaftlichen Wissensvorratslager keine entsprechende Erklärung oder Regel findet. Etwas Unverständliches wird in den Daten vorgefunden und aufgrund des geistigen Entwurfs einer neuen Regel wird sowohl die Regel gefunden bzw. erfunden und zugleich klar, was der Fall ist. [...] Eine solche Bildung eines neuen ‚types‘, also die Zusammenstellung einer neuen typischen Merkmalskombination ist ein kreativer Schluss, der eine neue Idee in die Welt bringt. Diese Art des Zusammenschlusses ist nicht zwingend, eher sehr waghalsig. Wenn jemand beim Anblick einer Spielkarte mit den Merkmalen: ‚rote Ziffern 6‘ und darunter ‚runde und ebenfalls rote Symbole‘ sagt: ‚Das ist keine Herz 6, sondern ein Fehldruck der Spielkarte Pik 6‘, dann hat er eine solche Abduktion getätigt. Die Abduktion ‚schlussfolgert‘ also aus einer bekannten Größe (=Resultat) auf zwei unbekannte (=Regel und Fall).“

Die Differenzierung in eine quantitative und qualitative Erkenntnischlusslogik kann auch verdeutlichen, weshalb es irreführend ist, wenn qualitative Studien mit der Erkenntnislogik standardisierter Forschung beurteilt werden, was aber leider immer noch häufig der Fall ist, die vorliegende Studie über die Bedeutung qualitativer Methoden in der Volkswirtschaftswissenschaft belegen kann.

Die Differenzierung in eine quantitativ-induktive, eine qualitativ-induktive sowie eine abduktive Erkenntnischlusslogik ist letzten Endes auch ein Schlüssel für das Verständnis unterschiedlicher Sampling-Logiken in der quantitativen und qualitativen Forschung: erfordert die quantitativ-induktive Schlusslogik in der standardisierten Forschung notwendigerweise große und repräsentative Stichproben, erfordert die qualitativ-induktive Schlusslogik in der qualitativen Forschung gerade mit ihrem Ziel abduktiver Erkenntniserweiterungen bewusste Fallauswahlen, die nach dem Prinzip der maximalen, strukturellen Variation verfahren (Kleining 1982; Kelle/Kluge 1999). Infragestellungen derart „Was wollen Sie denn mit 20 Fällen verallgemeinern“ gegenüber qualitativen Studien belegen, dass die Operationslogik qualitativer Forschung nicht verstanden wurde.

4.3 Die Prozesslogik qualitativer Forschung

Die operative Eigenlogik qualitativer Verfahren kann anschaulich in der Kontrastierung mit der operativen Logik der deduktiv-nomothetischen, standardisierten Verfahren dargestellt werden. Hierbei werden zwei wesentliche Unterschiede deutlich: Erstens folgt aus dem Problem der Indexikalität sprachlich-

kommunikativen Sinns (siehe Abschnitt 4.1), dass qualitative Forschung die Konzepte ihrer Untersuchungsgegenstände rekonstruiert und nicht scheinbar objektiv geklärte Konzepte vorgibt und überprüft. Zweitens stellt qualitative Forschung einen spiralförmig-dynamischen, hermeneutischen Erkenntnisprozess dar (vgl. Kurt 2004, 2002), der somit ein kybernetischer Erkenntnisprozess 2. Ordnung ist (vgl. Kruse 2014: Kapitel I).

Qualitative Forschung als Rekonstruktion, nicht Überprüfung von Konzepten

Anders als im standardisierten Forschungsprozess kann die Operationslogik und das Ziel im qualitativen Forschungsprozess nicht darin bestehen, mit einem theoretisch vorab ausgearbeiteten Konzept in die Datenerhebung einzusteigen, um dieses in Hinblick auf seine Häufigkeitsverteilungen und statistischen Zusammenhänge zu untersuchen. Dieser deduktiv-nomothetische Zugang impliziert die Problematik, dass in der standardisierten Forschung es implizit vorausgesetzt wird, dass die Probanden das gleiche Vorverständnis von den in der Untersuchung verwendeten sprachlichen Konzepten wie die Forscher/innen haben. Wie kann sich der Forschende aber sicher sein, dass die von ihm gesetzten Konzepte identisch sind mit denen seiner Untersuchungsgegenstände? So bestehen die Logik und das Ziel im qualitativen Forschungsprozess genau umgekehrt eben nicht darin, mit scheinbar objektiv antizipierten Konzepten in den Datenerhebungsprozess einzusteigen, sondern darin, die originären Konzepte der Untersuchungsgegenstände zu rekonstruieren, herauszuarbeiten (vgl. wieder Abschnitt 4.1). Mit anderen Worten: Der standardisierte Forschungsprozess ist ein geschlossener Datenerhebungsprozess, in den Konzepte eingeführt werden, um mit Verteilungsaussagen herauszukommen. Der qualitative Forschungsprozess ist hingegen ein offener Forschungsprozess, in den so wenig wie möglich an Setzungen in den Erhebungsprozess eingeführt werden darf, um empirisch rekonstruierte Konzepte zu generieren (vgl. Bohnsack 2000, S. 20ff.).

Qualitative Forschung als hermeneutische Erkenntnisspirale

Im Rahmen des zuvor dargestellten offenen Ansatzes geht qualitative Forschung zudem in einer dynamischen Art und Weise innerhalb des Forschungsprozesses vor, womit sich ein spiralförmig-hermeneutischer Erkenntnisprozess ergibt, welcher der linearen Forschungslogik quantitativer Forschung widerspricht (vgl. Kurt 2002, 2004; Kruse 2014). Diese prozessuale Forschungslogik erhebt das qualitative Paradigma bereits innerhalb eines Forschungsprojektes zum methodologischen Grundsatz und strebt es nicht nur als sequentiellen Erkenntnisfortschritt zwischen einzelnen Forschungsprojekten an, wie die standardisierte Forschung. Genau hierin liegt der zweite zentrale Unterschied zwischen diesen beiden Paradigmen und die unabwiesbare Stärke des qualitativen Forschungsprozesses gegenüber den standardisierten Verfahren: Erkenntnis wird bewusst sukzessiv in der Auseinandersetzung mit den Daten entwickelt, wie es besonders deutlich wird im Forschungsprogramm der Grounded Theory (vgl. Strübing 2004; Kruse 2014). Aus diesem Ansatz folgt die Notwendigkeit, im Forschungsprozess immer wieder ‚nachzusteuern‘, d.h. den Erkenntnisprozess entsprechend zu modifizieren, um sich dem Forschungsgegenstand empirisch weiter annähern zu können (siehe ausführlicher Kruse 2014: Kapitel I). Mit anderen Worten: Das Forschungsprogramm ist gegenstands-, nicht modell-bezogen. Und dies macht auch die Anpassung der Erhebungsinstrumente sowie

des Samples im Forschungsprozess notwendig. Entsprechend ist festzuhalten: Die Nachjustierung der Erhebungsinstrumente (vgl. Abschnitt 4.1) und die Entwicklung des Samples (vgl. Abschnitt 4.2) im Forschungsprozess ist keine Not, sondern die Tugend und der Beweis für den Erfolg qualitativen Forschens und der Generierung neuer Erkenntnisse.

5. Schlussbetrachtung

Abschließend werden die empirischen Analysen und theoretischen Reflexionen bilanziert, um sie nochmals explizit im Bezug auf das wirtschaftswissenschaftliche Feld zu diskutieren. Dies soll in dem Sinne geschehen, dass ein klares Plädoyer formuliert wird, qualitative Forschungsmethoden zukünftig stärker im Feld wirtschaftswissenschaftlicher Forschung zu berücksichtigen.

Qualitative Ergebnisse sind empirische Ergebnisse

Anknüpfend an die bisherigen Überlegungen ist hervorzuheben, dass qualitative Forschungsmethoden geeignet sind, praktische Erkenntnisse über das Verhalten und die Präferenzen von Wirtschaftsakteuren zu gewinnen (siehe auch Hill/Meagher 1999, S. 10). Entsprechend stehen wir auch der Argumentation von Michael Piore kritisch gegenüber, welcher argumentiert, dass rekonstruktiv gewonnenes Material nicht direkt als empirische Evidenz behandelt werden kann, sondern den Vorteil qualitativer Methoden ‚lediglich‘ als theorieschaffendes Instrumentarium ansieht, indem eine kritische Prüfung der Standardtheorieannahmen durchgeführt wird und auf diese Weise dazu beitragen kann, alternative Theoriemodelle zu konstruieren (Piore 2006a, 2006b). Vielmehr gilt es, so unser Standpunkt, die hohe Praxisrelevanz hervorzuheben, da qualitative Forschungsansätze das Potential zu wesentlich genaueren empirischen Aussagen haben, als dies mit standardisierten Ansätzen möglich ist.

Fehlende Vertrautheit mit qualitativen Forschungsmethoden

Es dürfte derzeit wohl sehr schwierig sein, explizit qualitative Forschungsergebnisse in wirtschaftswissenschaftlichen Zeitschriften zu platzieren. Dabei ist – so unser Befund – die fehlende Vertrautheit mit dieser Vorgehensmethode ein zentrales Problem qualitativer Forschungsstrategien. So ist Vera Bitsch (2000, Absatz 10 und 11) zuzustimmen, wenn sie treffend urteilt:

„Grundbegriffe und Forschungsstrategien qualitativer Ansätze sind weitgehend unbekannt. Schon die Erwähnung von Grounded Theory, Ethnomethodologie, naturalistischer Forschung etc. rufen Widerstand hervor oder treffen zumindest auf Unverständnis. Verfahren wie die Triangulation, die von qualitativen Forscherinnen und Forschern anderer Disziplinen bereits sehr kritisch diskutiert bzw. als Ausdruck eines (post-) positivistischen Forschungsparadigmas aufgefaßt werden, das nur noch von einer Minderheit geteilt wird, sind unbekannt... Chancen für eine Veröffentlichung qualitativer Arbeiten, die sich als solche zu erkennen geben, sind gering, da eine Barriere des Nichtwissens qualitative Konzepte umgibt.“

Hierzu haben verschiedene Faktoren beigetragen: So ist zum einen zu vermuten, dass die fachliche Dominanz und die damit einhergehende fachliche „Isolation“ eine Ursache hierfür darstellen. Zum anderen ist der Austausch mit anderen Fachdisziplinen, bedingt durch die separate Nachwuchsausbildung in Diplomstudiengängen, mit Sicherheit in der Vergangenheit weniger intensiv geführt worden als in anderen sozialwissenschaftlichen Fächern mit Masterabschlüssen.

Methodologischer Individualismus

Das Fehlen qualitativer Methoden ist umso überraschender, wenn die Tatsache berücksichtigt wird, dass das ökonomische Forschungsfeld auf dem methodologischen Individualismus gründet. Wenn, wie in der Volkswirtschaftslehre, sämtliche soziale und wirtschaftliche Phänomene, wie Kultur, Regeln, Normen, Institutionen, etc. über individuelles Handeln erklärt werden, dann rücken unweigerlich die beteiligten Akteure sowie ihre subjektiven Repräsentationen und Wahrnehmungsschemata in den Mittelpunkt der Analyse. Hierzu erscheint eine aggregierende makroökonomische Perspektive jedoch ungeeignet, verdeckt sie doch letztlich die individuellen Strategien. Dieses Manko wird besonders in der normativen Wirtschaftsforschung, wie z.B. in der Gerechtigkeitsforschung deutlich, wo ein Urteil sich nicht aus dem faktischen Endergebnis legitimieren lässt, sondern vielmehr Ausdruck kollektiver Präferenzräume ist. Entsprechend muss es ein Hauptanliegen von Ökonomen sein, gerade diese Motive und Anreizstrukturen offenzulegen, um praktische, wirtschaftspolitische Schlussfolgerungen ermöglichen zu können.

Vorteile qualitativer Methoden

Es sind u.E. folgende fünf Punkte, welche für eine Verwendung qualitativer Methoden in der Volkswirtschaftslehre sprechen (vgl. auch Piore 1979; Schlüter 2010): (1) die Existenz von Unsicherheit, Risiko und Ungewissheit; (2) die Relevanz von multiplen Rationalitäten; (3) die Bedeutung von mentalen Modellen und kulturelle Faktoren; (4) die Tatsache, dass Ökonomik eine normative Wissenschaft ist, welche gesellschaftliche Lösungen sucht die im Interesse aller Betroffenen liegen; sowie (5) die fehlende Sprachfähigkeit der modernen Wirtschaftswissenschaft.¹⁸ Im Folgenden werden die fünf Argumente teilweise anhand ökonomischer Gerechtigkeitsfragen praktisch verdeutlicht, welche die Vorteile qualitativer Forschungsmethoden besonders eindrücklich hervorheben lässt:

Unsicherheit, Risiko und Ungewissheit

Erstens sind qualitative Methoden vielversprechend, Informationsprobleme zu lösen und bestehende Unsicherheiten für eine ökonomische Analyse zu berücksichtigen. Denn Unsicherheit, Risiko und Ungewissheit spielen in modernen Wirtschaftswissenschaften eine zentrale Rolle, da in der Realität Entscheidungen in der Regel – bewusst oder unbewusst – unter Unsicherheit getroffen werden. In der neoklassischen Entscheidungstheorie – auf welcher ökonometrische Modelle basieren – wird hingegen vollständige Rationalität unterstellt. Vollständige Rationalität wäre aber nur dann gegeben, wenn Individuen über vollständiges Wissen verfügen. Entsprechend hat Herbert A. Simon (1955, 1956,

1992) eindrucklich herausgearbeitet, dass wirtschaftliche Akteure in der Realität mit „begrenztem Wissen“ konfrontiert sind, d.h. das den am Wirtschaftsprozess beteiligten Akteuren nicht alle Informationen bekannt sind und die Akkumulation von Informationen nicht unendlich schnell und kostenlos erfolgen kann. Ökonometrische Modelle basieren jedoch genau auf diesen Informationen, welche – unter restriktiven Annahmen – üblicherweise in Parameter konvertiert und somit berechenbar gemacht werden. In diesem Sinne stellen begrenzte Informationen und Unsicherheit einen Mangel an Wissen über die konkrete Ausprägung von Variablen dar. Entweder ist der genaue Wert der Variable unbekannt oder die Variable wird um eine probabilistische Zufallskomponente ergänzt, so dass die Ausprägung nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann. Dabei werden jedoch häufig die zu analysierenden Variablen ex-ante anhand modelltheoretischer Überlegungen gesetzt, und nicht aus tatsächlichen Beobachtungen abgeleitet. Dementsprechend sind qualitative Methoden als Werkzeuge zu verstehen, mit denen subjektive Deutungsmuster von ökonomischen Akteuren aufgedeckt und beschrieben werden können. Der entscheidende Vorteil ist in der Tatsache zu sehen, dass jede Reaktion – unabhängig ob „falsch“ oder „richtig“ – Antwortmuster und Sinnstrukturen offenlegen, welche unter Umständen mit Hilfe von quantitativen Methoden nicht aufgefunden worden wären.

Multiple Rationalitäten

Zweitens liegt der potentielle Nutzen qualitativer Methoden insbesondere darin begründet, dass die Annahme eines strikt rational-agierenden homo oeconomicus vielfach ungeeignet ist, ökonomisches Verhalten in konkreten Situationen zu erklären. Vielmehr gilt es anzuerkennen, dass Menschen in verschiedenen Kontexten verschiedenen Handlungsmustern folgen (Etzioni 1994; Ostrom 2005, S. 69; Vatn 2005, S. 127). So kann menschliches Verhalten aufgrund von Unsicherheiten und fehlenden Informationen besser als Regel-anwendendes als Nutzen-maximierendes Verhalten beschrieben werden (Vanberg 2006). Dabei hängt die Kontextspezifikation maßgeblich von der subjektiven Situationsklassifizierung ab und kann in mitunter extrem unterschiedlichen Reaktionen resultieren (vgl. zu diesen Überlegungen auch Lenger 2009; Goldschmidt/Lenger 2011). In der empirischen Gerechtigkeitsforschung besteht zum Beispiel weitgehend Einigkeit darüber, dass es ein relativ begrenztes Repertoire an Verhaltensregeln gibt, nach denen Menschen eine Verteilung als gerecht oder ungerecht beurteilen. Anhand von Forschungsbefunden lässt sich zeigen, dass in Situationen, in denen Menschen den Maßstab Verteilungsgerechtigkeit anwenden, drei Prinzipien mit zentraler Bedeutung existieren: das Beitrags- oder Leistungsprinzip, das Bedürfnisprinzip sowie das Gleichheitsprinzip (vgl. Mikula 2002 sowie ausführlicher Deutsch 1985). Das Leistungsprinzip wird überwiegend in ökonomisch orientierten Wettbewerbsbeziehungen angewandt, wie sie zum Beispiel innerhalb von Unternehmen oder zwischen Konkurrenten auf dem Markt zu finden sind. Der Einsatz dieses Prinzips führt zu hoher Leistungsbereitschaft und Produktivität durch Belohnungsanreize. In engen emotionalen und persönlichen Beziehungen hingegen, wie Freundschaften, Partnerschaften oder Familien, äußert sich das Bedürfnisprinzip als ein Hilfeverhalten in Notsituationen, d.h. es wird als gerecht wahrgenommen, wenn jeder das erhält, was er für die Befriedigung seiner elementaren Bedürfnisse benötigt. Das Gleichheitsprinzip dient der Förderung und Bewahrung erwünschter Sozialbeziehungen.

gen. Es wird angewendet, um Kooperation, Partnerschaftlichkeit und Solidarität aufrechtzuerhalten oder herzustellen, wie zum Beispiel bei Teamarbeit. In der politischen Arena wiederum werden Gleichheit vor dem Gesetz, sowie gleiche Bildungs- und Lebenschancen eingefordert (vgl. Adam/Yazdani 1999, S. 153ff.; Mikula 2002, S. 216f.). In welchen Situationen Menschen nun welche Kategorien anwenden, ist eine Frage, die somit ursächlich nur qualitativ beantwortet werden kann, da es sich ausschließlich um subjektive Sinnzusammenhänge handelt, weswegen erschwerend hinzukommt, dass viele Verhaltensheuristiken – insbesondere was z.B. Gerechtigkeitsfragen betrifft – verdeckt, vorbewusst und/oder emotional ablaufen. Gerade in solchen Fällen kann ein rekonstruktiv-analytisches Vorgehen helfen (vgl. Kruse 2014: Kapitel VII; Kruse/Biesel/Schmieder 2011), verborgene Sinnstrukturen aufzudecken und fruchtbar in die ökonomische Analyse zu integrieren. Quantitative Daten und experimentelle Studien beobachten wirtschaftliches Verhalten und lassen deduktive Rückschlüsse auf zugrunde liegende Verhaltensheuristiken zu. Die tatsächlichen Verhaltensroutinen von Menschen können jedoch nur schwerlich mittels Beobachtung dechiffriert werden, da viele Heuristiken unbewusst zur Anwendung gelangen (Ostrom 2005, S. 114). Gerade weil rekonstruktive Methoden versuchen, die hinter den Äußerungen bestehenden Sinnstrukturen zu ermitteln, sind diese Methoden zur Prüfung, ob es sich um ein bewusst-rationales oder um ein inkorporiertes Verhalten handelt, häufig besser geeignet als quantitative Methoden.

Kultur und qualitative Sozialforschung

Drittens ist hinreichend belegt, dass sich die Gerechtigkeitsvorstellungen der Menschen in Abhängigkeit von ihrer sozialen Lage und kulturellen Prägung unterscheiden. Betrachtet man beispielsweise die Verteilung von Einkommen und Vermögen in einer Gesellschaft, kann man für Deutschland feststellen, dass sozial besser gestellte Personen häufig eher das Prinzip der individuellen Leistung für gerecht erachten, wohingegen eine solche Regel bei Personen am unteren Ende der gesellschaftlichen Schichtung häufig wenig Zustimmung findet. Solche subjektiven Gerechtigkeits- und Ungerechtigkeitsurteile basieren jedoch zu einem wesentlichen Teil auf sozialen Vergleichen (Mikula 2002, S. 263) und sind mitunter sehr schwierig zu erheben. Zudem zeigen international vergleichende Studien, dass obendrein die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kulturkreis signifikante Auswirkungen auf die Gerechtigkeitsüberzeugungen von Menschen hat. Während z.B. in Deutschland mehrheitlich der Standpunkt vertreten wird, dass soziale Gerechtigkeit durch die Sicherung eines minimalen Lebensstandards, medizinische Grundversorgung und eine angemessene Altersversorgung gekennzeichnet ist, plädieren Menschen in den USA deutlich weniger für staatliche Umverteilung, sondern bevorzugen möglichst viel individuelle Freiheit bei der Verfolgung ihrer Lebenspläne und akzeptieren hierfür auch eine größere soziale Ungleichheit (Wegner/Liebig 1995).

Dass Kultur eine Auswirkung auf ökonomisches Verhalten hat erscheint somit hinreichend belegt (siehe z.B. Denzau/North 1994; Goldschmidt/Nutzinger 2009). Entsprechend wird zunehmend die Berücksichtigung kultureller und institutioneller Kontexte in wirtschaftswissenschaftliche Analysen gefordert und durchgeführt (Henrich 2000). Knight führt hierzu treffend aus:

“To the extent that we accept the arguments that cognitive activity is dependent in a fundamental way on the cultural and institutional context, research on cognition must move beyond the walls of experimentation and pay greater attention to the mechanisms of everyday cognition in social life.” (Knight 1997, S. 696, zitiert nach Schlüter 2010, S. 399)

In diesem Sinne können qualitative Methoden helfen, die Kultur zu spezifizieren, welcher ein Akteur sich zugehörig fühlt.

Normativität und Zustimmungsfähigkeit

Ein vierter Vorteil qualitativer Methoden ergibt sich aus der Tatsache, dass Ökonomik eine normative Wissenschaft ist. So ist für eine moderne Ökonomik insbesondere die Aufgabe von Bedeutung, wie sich zugleich eine funktionsfähige und menschenwürdige – d.h. eigenverantwortliche und gerechte – Wirtschaftsordnung realisieren lässt (vgl. zum Ursprung dieser Fragestellung Eucken 1952/2004). Insofern können qualitative Daten – so unsere These – einen wichtigen Beitrag zur Lösung der Frage leisten, wie das Dilemma zwischen Effizienz und Leistungsfähigkeit einerseits sowie sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit andererseits überwunden werden kann. Denn gerade wenn – wie in der modernen Ordnungsökonomik – wirtschaftsethische Überlegungen in die ökonomische Analyse integriert werden, indem das institutionelle Regelsystem, auf welches sich die Mitglieder eines Gemeinwesens konsensual einigen, zum Gegenstand der Untersuchung wird, benötigen Ökonomen ein fundiertes Wissen über die Gerechtigkeitsvorstellungen der betroffenen Individuen. Das heißt in dem Maße, wie mittels vertragstheoretischer Argumentationen Gerechtigkeitsvorstellungen in die Analyse endogenisiert werden und praktische wirtschaftspolitische Empfehlungen abgeleitet werden, gilt es die tatsächlichen individuellen Gerechtigkeits Einstellungen von Individuen realitätsnah in den Überlegungen zu berücksichtigen.

Sprachfähigkeit

Fünftens kann es durch qualitative Methoden gelingen, für die Ökonomik ein gewisses Maß an Sprachfähigkeit und Interdisziplinarität gegenüber anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu realisieren.¹⁹ So sucht insbesondere die Wirtschaftspolitik den Dialog mit den Teilsystemen (und deren jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen), die neben dem System der Ökonomie für die gesellschaftlichen Gestaltung von besonderer Bedeutung sind, allen voran dem politischen und rechtlichen System. Für eine erfolgreiche Implementierung praktischer Politikempfehlungen ist diese Anschlussfähigkeit eine unerlässliche Aufgabe (vgl. zu diesen Überlegungen auch Goldschmidt 2011). Jedoch ist aufgrund des hohen Formalisierungs- und Mathematisierungsgrades der Ökonomik – insbesondere gegenüber Politik und Öffentlichkeit – eine mangelnde Sprachfähigkeit zu diagnostizieren, d.h. die Ergebnisse und Befunde ökonomischer Forschung lassen sich nur äußerst eingeschränkt außen stehenden Nicht-Ökonomen vermitteln (vgl. auch Feld/Köhler 2011). Gerade hier ist von der qualitativen Sozialforschung eine gewisse ‚Übersetzungsleistung‘ oder ‚Transferleistung‘ zu erhoffen, werden doch ihre Inhalte nicht in mathematische Terme übersetzt sondern würden für sich unabhängig, inhaltlich auch für Laien verstehbar, zur Analyse zur Verfügung stehen. Eine solche Vorgehensweise, welche den Fokus auf eine weniger formalisierte, sondern eher verbale Argumentation richtet, kann sich gegenüber anderen

sozialwissenschaftlichen Disziplinen und vor allem auch gegenüber Politik und Öffentlichkeit als Vorteil erweisen, würde sie doch vielfache Anknüpfungspunkte für eine gemeinsame und kooperative Kommunikation eröffnen. Denn nur so kann es gelingen, wirtschaftspolitische Gestaltungsvorschläge durchzusetzen, da diese letztlich auch ökonomischen Laien vermittelbar sein müssen, um öffentliche Akzeptanz finden zu können. Ganz in diesem Sinne hat Alan S. Blinder das Potential qualitativer Forschungsmethoden für die Ökonomik treffend hervorgehoben, wenn er schreibt:

“Stacked up against competition of this caliber from theory and econometrics, the interview method doesn’t look so bad after all – especially if viewed as a supplement to, rather than a replacement for, more conventional modes of economic inquiry.” (Blinder 1990, S. 298-9)

Anmerkungen

- 1 Die Begriffe Wirtschaftswissenschaft und Ökonomik (im Englischen „economics“) werden im vorliegenden Beitrag synonym verwendet. Der Begriff Volkswirtschaftslehre bezeichnet in Abgrenzung zur Betriebswirtschaftslehre einen Teilbereich der Wirtschaftswissenschaften, welcher sich wiederum in verschiedene Teilbereiche (z.B. Wohlfahrtsökonomik, Institutionenökonomik, Verhaltensökonomik, Umweltökonomik etc.) aufgliedert.
- 2 Grund für die Entscheidung, zunächst ausschließlich die Situation der Volkswirtschaftslehre in Deutschland zu untersuchen, ist die Tatsache, dass qualitative Forschungsmethoden – im Gegensatz zur Mathematik – nicht ohne weiteres in andere Sprachen übertragbar sind (vgl. hierzu auch Kruse u.a. 2012).
- 3 Vgl. hierzu exemplarisch den ‚Neueren Methodenstreit‘, welcher durch die Neubesetzung der ehemaligen ordnungspolitischen Lehrstühle an der Kölner Universität ausgelöst wurde (ausführlich dokumentiert auf <http://www.personal.unmich.edu/~rudib/methodology.htm>; siehe auch Caspari/Schefold 2011).
Im vorliegenden Beitrag wird die männliche Form verwendet. Selbstverständlich sind damit stets beide Geschlechter angesprochen.
- 4 Die genauen Fragestellungen lauteten: „Was macht einen guten Ökonomen oder eine gute Ökonomin aus?“ Antwortmöglichkeiten: „Interesse an und Kenntnisse in empirischer Forschung“, „Hervorragende mathematische Kenntnisse besitzen“ sowie „Wie stehen Sie zu der folgenden Aussage: er nutzenmaximierende homo oeconomicus ist ein Zerrbild der Wirklichkeit und deshalb unbrauchbar“?
- 5 So ist ergänzend darauf hinzuweisen, dass fast 13% aller Professuren für Volkswirtschaftslehre in Deutschland von Personen besetzt werden, die ihren ersten Studienabschluss im Fach Mathematik erworben haben (Heining/Jerger/Lingens 2008, S. 316).
- 6 Folglich gehen wir davon aus, dass – aufgrund der Dominanz der Forschung im akademischen Betrieb (vgl. Münch 2011) – diese Tendenz gleichermaßen für die Lehre und Curricula in den wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen gilt. Insgesamt liegen verhältnismäßig wenig reflexive Studien zur Verbreitung verschiedener Denkweisen innerhalb der deutschen Volkswirtschaftslehre vor. Indirekte Rückschlüsse können aber aus den Publikationen über den Stellenwert verschiedener Fachzeitschriften abgeleitet werden, vgl. hierzu die Hinweise in Schneider/Frey/Pommerehne (1983); Pommerehne (1986); Diamond (1989); Ganz (2000); Haucap/Bräuninger (2001); Münch (2011).
- 7 Hierunter verstehen wir im Folgenden sämtliche qualitative Ansätze, die z.B. auf leitfadengestützten Interviews, Gruppendiskussionen oder teilnehmender Beobachtungen basieren. In Hinblick auf ein grundlegendes Verständnis qualitativer Forschung lehnen wir uns an die Definition von Ernst von Kardorff an: „Der kleinste gemeinsame Nenner der qualitativen Forschungstraditionen lässt sich vielleicht wie folgt bestimm-

men: Qualitative Forschung hat ihren Ausgangspunkt im Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interaktiv ‚hergestellt‘ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit. Sie bemüht sich dabei, ein möglichst detailliertes und vollständiges Bild der zu erschließenden Wirklichkeitsausschnitte zu liefern. Dabei vermeidet sie so weit wie möglich, bereits durch rein methodische Vorentscheidungen den Bereich möglicher Erfahrung einzuschränken oder rationalistisch zu ‚halbieren‘. Die bewusste Wahrnehmung und Einbeziehung des Forschers und der Kommunikation mit den ‚Beforschten‘ als konstitutives Element des Erkenntnisprozesses ist eine zusätzliche, allen qualitativen Ansätzen gemeinsame Eigenschaft: Die Interaktion des Forschers mit seinen ‚Gegenständen‘ wird systematisch als Moment der ‚Herstellung‘ des ‚Gegenstandes‘ selbst reflektiert.“ (von Kardorff 1995, S. 4). Diese Definition macht u.E. eine Differenzierung von qualitativer Forschung im weiteren Sinne und rekonstruktiver Forschung im engeren Sinne in der Forschungspraxis notwendig, die wie folgt umrissen werden kann: *Alle Forschenden, die rekonstruktiv arbeiten, nutzen qualitative Methoden. Aber nicht alle Forschenden, die qualitative Methoden nutzen, forschen rekonstruktiv.* Rekonstruktive Forschung basiert zwingend auf einem Set an rekonstruktionslogischen Basisannahmen über Wirklichkeit und Forschungspraxis und drückt sich insbesondere in einer spezifischen Haltung aus. Im Folgenden soll diese Differenzierung jedoch nicht weiter berücksichtigt werden, insofern bezieht sich der umfassendere Begriff „qualitative Forschung“ in diesem Beitrag auf rekonstruktive Forschungsmethoden.

- 8 Auf die unterschiedlichen Methoden des bewussten kontrastierenden bzw. komparativen Samplings – wie z.B. verschiedene Methoden der empirischen Vorauswahl von Kontrastierungsdimensionen bzw. das „theoretical sampling“ (im Überblick Strauss/Corbin 1996, S. 148ff.) soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden (siehe hierzu Kelle/Kluge 1999, S. 44ff.; Kruse 2014: Kapitel I).
- 9 Die Auswahl der Teilbereiche erfolgte aufgrund intensiver Beobachtungen des wirtschaftswissenschaftlichen Feldes. Eine Feldanalyse der Wirtschaftswissenschaften, welche die fachspezifischen Hierarchien zwischen den einzelnen Teilbereichen der Volkswirtschaftslehre systematisch darstellt, steht bisher jedoch noch aus. Für erste grundlegende Anhaltspunkte zur Struktur der Hochschullandschaft und der dort wirkenden Mechanismen siehe Münch (2011). Einen Hinweis auf die maximal strukturelle Variation im wirtschaftswissenschaftlichen Feld bieten u.E. die systematischen Analysen der Vorträge bei den Jahrestagungen des Vereins für Socialpolitik als Qualitätsmerkmal volkswirtschaftlicher Fachbereiche von Fabel/Lehmann/Warning (2003) und Haufler/Rincke (2009). Durch die hohe Sichtbarkeit der Jahrestagung stellt die Zahl der dort vorgetragenen Papiere für volkswirtschaftliche Fachbereiche und Wirtschaftsforschungsinstitute einem sichtbaren Erfolgsindikator im wirtschaftswissenschaftlichen Feld dar. Hierzu trägt insbesondere auch die Tatsache bei, dass die auf der Jahrestagung vorgetragenen Papiere in einem strukturierten Begutachtungsprozess ausgewählt werden. Zusammengefasst belegen die Befunde die Monopolstellung neoklassischer Forschungsbereiche. Diese Tendenz lässt sich auch aus verschiedenen Zeitschriften und VWL-Rankings ablesen; vgl. hierzu Bommer/Ursprung (1998); Ritzberger (2008); Handelsblatt (2011). Die Relevanz der gewählten Teilbereiche kann u.E. zudem aus den bibliometrischen Messinstrumente Economic Literature (EconLit), Journal of Economic Literature (JEL) sowie den Social Science Citation Index (SSCI) abgeleitet werden.
- 10 Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass genauere Angaben aus datenschutzrechtlichen Gründen unterlassen werden müssen.
- 11 Insgesamt wurden 7 Mailing-Listen angeschrieben.
- 12 Insbesondere für wirtschaftspolitische Forschungsansätze, die wie die Ordnungsökonomik die individuelle Zustimmungsfähigkeit als normatives Kriterium in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses stellen, wären qualitative Befragungsmethoden sehr geeignet, wichtige Erkenntnisse über die tatsächlichen Wünsche und Ziele von Wirtschaftsakteuren zu generieren. Denn nur wenn die wirtschaftspolitischen Vorschläge von Ökonomen auch den Interessen der Betroffenen entsprechen, haben sie im demokratischen Wettbewerb eine Chance realisiert zu werden (Eith/Goldschmidt 2005). In diesem Sinne ist festzuhalten, dass in vielen Bereichen die qualitative Perspektive

- nicht nur eine empirische Bereicherung darstellen würde, sondern vielmehr für zentrale normative Fragestellungen wie z.B. Verteilungsfragen, Gerechtigkeitsüberlegungen etc. wichtige empirische Erkenntnisse liefern könnte, die bis dato nicht existieren bzw. systemimmanent verhindert werden.
- 13 Muster sind hier im Sinne von Karl Mannheims „homologen Muster“ zu verstehen; vgl. hierzu auch seinen Aufsatz „Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation“ (Mannheim 2004).
 - 14 Vgl. für eine Kritik sowie eine konsequente Weiterentwicklung die moderne Ordnungsökonomik, welche als normatives Referenzkriterium die Zustimmung der betroffenen Individuen verwendet, siehe exemplarisch Vanberg (2005) und Lenger (2009).
 - 15 So treffend zusammengefasst von Vanberg (2008, S. 1).
 - 16 Mannheim (2004, S. 127) führt hierzu aus: „So gewinnt man denn schließlich den Eindruck, als erfasste man an grundverschiedenen objektiven und ausdrucksmäßigen Momenten stets ein Identisches, nämlich das gleiche Dokumentarische. Dieses Gerichtetsein auf Dokumentarisches, dieses Erfassen des Homologen an den verschiedensten Sinnzusammenhängen ist etwas Eigentümliches, das weder mit Addition noch mit Synthese, auch nicht mit bloßer Abstraktion gemeinsamer Merkmale verwechselt werden darf; es ist etwas Eigentümliches, weil das Ineinandersein Verschiedener sowie das Vorhandensein eines einzigen in der Verschiedenheit, Verhältnisse sind, die der geistig-sinnmäßigen Welt eigentümlich sind und von Gleichnissen, die mindestens zum Teil einer räumlich-dinglich orientierten Phantasie ihr Leben verdanken, freigehalten werden sollen.“
 - 17 Das Problem der unterschiedlichen Instrumentenlogik wurde leider auch in den bisherigen qualitativen Wirtschaftsstudien häufig falsch angewendet (vgl. hierbei insbesondere Hill/Meagher 1999, S. 10-13). Das hierbei jedoch forschungsstrategische Gründe im Vordergrund stehen können, wird insbesondere bei Blinder (1990, S. 303f.) deutlich, wenn er argumentiert, dass qualitative Daten, damit sie Anschlussfähig an den ökonomischen Mainstream sind, quantifizierbar sein müssen und die Fälle per Zufallsauswahl erhoben werden müssen.
 - 18 Vgl. zu den Argumenten 1 bis 3 auch Piore (1979) sowie Schlüter (2010, S. 395-400). Argument 5 hat in ähnlicher Form auch Blinder (1990) hervorgehoben.
 - 19 Im Gegenzug muss allerdings auch anerkannt werden, dass die Wirtschaftswissenschaften durch ihre Verwendung mathematischer Termini eine gewisse Anschlussfähigkeit an naturwissenschaftliche Fächer erzeugt. Zudem unterliegen mathematische Formeln nicht dem Problem einer fremdsprachlichen Rezeption (vgl. hierzu Kruse u.a. 2012), da sie ja gewissermaßen eine Universalsprache darstellen.

Literatur

- Albert, H. (1965): Modell-Platonismus. Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens in kritischer Beleuchtung. In: Topitsch, E. (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften. Berlin, S. 406–434.
- Albert, H. (1991): Traktat über kritische Vernunft. 5. Aufl., Tübingen.
- Bauer, T.K.; Fertig, M.; Schmidt, C.M. (2009): Empirische Wirtschaftsforschung. Eine Einführung. Heidelberg.
- Bergmann, J. (1988): Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. In: Studienbrief 000315613 (11.88) der Fernuniversität – Gesamthochschule – in Hagen, Fachbereich Erziehungs-, Sozial und Geisteswissenschaften. Kurseinheit 1 bis 3. Hagen: Fernuniversität Gesamthochschule.
- Bitsch, V. (2000): Agrarökonomie und qualitative Forschung: Unvereinbare Paradigmen? In: FQS (4), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1116/2472> (12. Dezember 2010).
- Blinder, A. (1990): Learning by Asking Those Who Are Doing. In: Eastern Economic Journal 16(4), pp. 297–306.

- Blinder, A. (1991): Why Are Prices Sticky? Preliminary Results from an Interview Study. In: *American Economic Review* 81(2), pp. 89–96.
- Blinder, A. (1999): Economics Becomes a Science – Or Does It? In: Bearn, A. (Ed.), *Useful knowledge. The American Philosophical Society Millennium Program*. Philadelphia, pp. 141–160.
- Blinder, A./Choi, D. (1990): A Shred of Evidence on Theories of Wage Stickiness. In: *The Quarterly Journal of Economics* 105(4), pp. 1003–1016.
- Blinkert, B. (2009): Die Praxis der Forschung. In: Schirmer, D. (Hrsg.): *Empirische Methoden der Sozialforschung*. Köln, S. 15–32.
- Bohnsack, R. (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen.
- Bourdieu, P. (1992): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.
- Buber, R./Holzmüller, H. (2009): *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen*. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden.
- Burton, B. (2007): Qualitative Research in Finance – Pedigree and Renaissance. In: *Studies in Economics and Finance* 24(1), pp. 5–12.
- Caspari, V./Scheffold, B. (Hrsg.) (2011): *Wohin steuert die ökonomische Wissenschaft? Ein Methodenstreit in der Volkswirtschaftslehre*. Frankfurt a.M.
- Cassell, C./Symon, G. (Eds.) (1994): *Qualitative Methods in Organizational Research. A Practical Guide*. London.
- Cassell, C./Symon, G. (Eds.) (2004): *Essential Guide to Qualitative Methods in Organizational Research*. London.
- Cawthorne, P. (1995): Of Networks and Markets: the Rise and Rise of a South Indian town. The Example of Tiruppur's Cotton Knitwear Industry. In: *World Development* 23(1), pp. 43–75.
- Cawthorne, P. (2001): Identity, Values and Method: Taking Interview Research Seriously in Political Economy. In: *Qualitative Research* 1(1), pp. 65–90.
- Clark, W./Fast, M. (2001): *Towards a Science of Business Economics: Qualitative Economics and Building a Theory of the Firm*. Herausgegeben von Center for International Studies Aalborg University International Business Economics. (Working Paper Series, No. 34).
- Coast, J. (1999): The Appropriate Uses of Qualitative Methods in Health Economics. In: *Health Economics* 8, pp. 345–353.
- Coast, J./McDonald, R./Baker, R. (2004): Issues Arising from the Use of Qualitative Methods in Health Economics. In: *Journal of Health Services Research/Policy* 9(3), pp. 171–176.
- Diamond, A.M. (1989). The Core Journals in Economics. In: *Current Contents* 21, pp. 4–11.
- Diekmann, A. (2009): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Orig.-Ausg., vollst. überarb. und erw. Neuausgabe, 20. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Eith, U./Goldschmidt, N. (2005): Zwischen Zustimmungsfähigkeit und tatsächlicher Zustimmung. Kriterien für Reformpolitik aus ordnungsökonomischer und politikwissenschaftlicher Perspektive. In: Haubner, D./Mezger, E./ Schwengel, H. (Hrsg.): *Agendasetting und Reformpolitik. Strategische Kommunikation zwischen verschiedenen Welten*. Marburg, S. 51–70.
- Enste, D./Haferkamp, A./Fetchenhauer, D. (2009): Unterschiede im Denken zwischen Ökonomen und Laien – Erklärungsansätze zur Verbesserung der wirtschaftspolitischen Beratung. In: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 10(1), S. 60–78.
- Eucken, W. (1952/2004): *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*. 7. Auflage. Tübingen.
- Etges, M. S./Lenger, A. (2010): Die Eingliederungsvereinbarung des SGB II. Eine kritische Betrachtung aus ordnungsökonomischer Perspektive. In: *Zeitschrift für Wirtschaftspolitik* 59(3), S. 329–356.
- Fehr, E./Fischbacher, U. (2002): Why Social Preferences Matter. The Impact of Non-Selfish Motives on Competition, Cooperation and Incentives. In: *The Economic Journal* 112, pp. C1–C33.

- Fehr, E./Schmidt, K.M. (1999): A Theory of Fairness, Competition and Cooperation. In: *Quarterly Journal of Economics*, 114(3), pp. 817–868.
- Feld, L.P./ Köhler, E.A. (2011): Ist die Ordnungsökonomik zukunftsfähig? In: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik* 12(2), S. 173–195.
- Frey, B.S./Humbert, S./Schneider, F. (2007): Was denken deutsche Ökonomen? Eine empirische Auswertung einer Internetbefragung unter den Mitgliedern des Vereins für Socialpolitik im Sommer 2006, In: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 8(4), S. 359–377.
- Gans, J. (Hrsg.) (2000): *Publishing Economics: Analyses of the Academic Journal Market in Economics*. Cheltenham.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs.
- Garfinkel, H. (1973): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band 2*. Reinbek bei Hamburg, S. 189–214.
- Goldschmidt, N. (2011): Vom Glück und von Gärten – Moderne Ordnungsökonomik und die normativen Grundlagen der Gesellschaft. In: Caspari, V./Scheffold, B. (Hrsg.): *Wohin steuert die ökonomische Wissenschaft? Ein Methodenstreit in der Volkswirtschaftslehre*. Frankfurt am Main, S. 145–166.
- Haucap, J./Bräuninger, M. (2001): Was Ökonomen lesen und schätzen: Ergebnisse einer Umfrage. In: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 2(2), S. 185–210.
- Heining, J./Jerger, J./Lingens, J. (2008): Deutsche Hochschulkarrieren im Fach Volkswirtschaftslehre. Eine deskriptive Analyse von Lebenslaufdaten. In: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 9(3), S. 306–328.
- Helfferich, C. (2005): *Qualität qualitativer Daten – Manual zur Durchführung qualitativer Einzelinterviews*. Wiesbaden.
- Henrich, J. (2000): Does Culture Matter in Economic Behavior? Ultimatum Game Bargaining among the Machiguenga of the Peruvian Amazon. In: *American Economic Review* 90(4), pp. 973–979.
- Hesse, J.-O. (2010): *Wirtschaft als Wissenschaft. Die Volkswirtschaftslehre in der frühen Bundesrepublik*, Frankfurt a.M.
- Hill, E./Meagher, G. (1999): Doing 'Qualitative Research' in Economics: Two Examples and Some Reflections. In: *Open Discussion Papers in Economics*, Nr.16., pp 1–18.
- Hitzler, R. (1986): Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: *Sozialwissenschaftliche Informationen*, H. 3, S. 53–59.
- Hübler, O. (2005): *Einführung in die empirische Wirtschaftsforschung. Probleme, Methoden und Anwendungen*. München.
- Humphrey, C./Lee, B. (Hrsg.) (2004): *The Real Life Guide to Accounting Research. A Behind-the-Scenes View of Using Qualitative Research Methods*. Amsterdam.
- Kardorff, E. (1995): Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung. In: Flick, U./Kardorff, E./Keupp, H./Rosenstiel, L./Wolff, S. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. Weinheim, S. 3–10.
- Kelle, U. (2007): *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden.
- Kelle, U./Kluge, S. (1999): *Vom Einzelfall zum Typus*. Opladen.
- Kleining, G. (1982): Umriss zu einer Methodologie Qualitativer Sozialforschung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, S. 224–253.
- Knoblauch, H. (1995): *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin/New York.
- Koob, D. (2007): Lorient als Symbolischer Interaktionist. Oder: Warum man selbst in der Badewanne gelegentlich soziale Ordnung aushandeln muss. In: *FQS* 8(1), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701279> (03. Februar 2011).
- Kruse, J./Bethmann, S./Niermann, D./Schmieder, Ch. (Hg.) (2012): *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen*. Weinheim.

- Kruse, J. (2009): Indexikalität und Fremdverstehen: Problemfelder kommunikativer Verstehensprozesse. In: Rehbein, B./ Saalman, G. (Hrsg.): Verstehen. Konstanz, S. 133–150.
- Kruse, J./Biesel, K./Schmieder, C. (2011): Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz. Wiesbaden.
- Kruse, J. (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim. (im Druck).
- Kuhn, T.S. (1969/2007): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., rev. und um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt a.M.
- Kurt, R. (2002): Menschenbild und Methode der Sozialphänomenologie. Konstanz.
- Kurt, R. (2004): Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Konstanz.
- Lakatos, I. (1974): Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: Lakatos, I./Musgrave, A. (Hg.): Kritik und Erkenntnisfortschritt. Braunschweig, S. 89–189.
- Lawson, T. (2003): Reorienting Economics. London.
- Lester, R.K./Piore, M.J. (2004): Innovation. The Missing Dimension. Cambridge.
- Lucius-Hoene, G./Deppermann, A. (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen.
- Mannheim, K. (2004): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: Strübing, J./Schnettler, B. (Hrsg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz, S. 101–154.
- Menard, C. (2001): Methodological Issues in New Institutional Economics. In: Journal of Economics Methodology 8(1), pp. 85–92.
- Merkens, H. (2003): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, U./Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 286–299.
- Münch, R. (2011): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Frankfurt a.M.
- Naderer, G./Balzer, E. (Hrsg.) (2007): Qualitative Marktforschung in Theorie und Praxis. Grundlagen, Methoden und Anwendungen. Wiesbaden.
- Neumärker, K.J.B. (2007): Neuroeconomics and the Economic Logic of Behavior. In: Analyse/Kritik: Zeitschrift für Sozialtheorie 29(1), S. 60–85.
- Mayring, P. (2007): Generalisierung in qualitativer Forschung. In: FQS 8(3), <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0703262>.
- Mayring, P. (2003): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel.
- Moosmüller, G. (2004): Methoden der empirischen Wirtschaftsforschung. München.
- Ostrom, E. (1990): Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action. Cambridge.
- Ostrom, E. (2005): Understanding Institutional Diversity. Princeton.
- Piore, M. (1979): Qualitative Research Techniques in Economics. In: Administrative Science Quarterly 24(4), pp. 560–569.
- Piore, M. (2006a): Qualitative Research: Does it Fit in Economics? In: Perecman, E./Curran, S. (Eds.): A Handbook for Social Science Field Research. Essays/Bibliographic Sources on Research Design and Methods. Thousand Oaks, pp. 143–157.
- Piore, M. (2006b): Qualitative Research: Does it Fit in Economics? In: European Management Review 3(1), pp. 17–23.
- Piore, M./Sabel, C. (1985): Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft. Berlin.
- Pommerehne, W.W. (1986). Die Reputation wirtschaftswissenschaftlicher Fachzeitschriften: Ergebnisse einer Befragung deutscher Ökonomen. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 201, S. 280–306.
- Popper, K. R. (2010): Die beiden Grundprobleme der Erkenntnistheorie: aufgrund von Manuskripten aus den Jahren 1930–1933. hrsg. von Troels Eggers Hansen, 3. Aufl., Tübingen.

- Reichertz, J. (2003): Abduktion. In: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen, S. 11–14.
- Ronning, G. (2011): Statistische Methoden in der empirischen Wirtschaftsforschung. Berlin.
- Schneider, F.; Frey, B.S.; Pommerehne, W.W. (1983): *Relata referimus: Ergebnisse und Analyse einer Befragung deutscher Ökonomen*. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 139, 19–66.
- Schlüter, A. (2001): Institutioneller Wandel und Transformation. Restitution, Transformation und Privatisierung in der tschechischen Landwirtschaft. Aachen.
- Schlüter, A. (2009): Economics, Institutions and the Environment. Kumulative Habilitationsschrift, Fakultät für Forst- und Umweltwissenschaften, Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg im Breisgau.
- Schlüter, A. (2010): Institutional Change and Qualitative Research. Methodological Considerations for Institutional Economic Empirical Research. In: Journal of Interdisciplinary Economics, 22. Jg., H. 4, S. 391–406.
- Schlüter, A./Vollan, B. (2011): Morals as an Incentive? A Field Study on Honour Based Flower Picking. In: European Review of Agricultural Economics 38(1), pp. 1–19.
- Simon, H.A. (1992): What is an “Explanation” of Behavior? In: Psychological Science 3(3), pp. 150–161.
- Simon, H.A. (1955): A Behavioral Model of Rational Choice. In: The Quarterly Journal of Economics 69(1), pp. 99–118.
- Simon, H.A. (1956): Rational Choice and the Structure of Environments. In: Psychological Review 63(1), pp. 129–138.
- Sterns, J./Schweikhardt, D./Peterson, C. (1998): Using Case Studies as an Approach for Conducting Agribusiness Research. In: International Food and Agribusiness Management Review 1(3), pp. 311–327.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Strübing, J. (2004): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden.
- Vanberg, V.J. (2004): Mathematikmanie und die Krise der Ökonomik. In: Schweizer Monatshefte 84 (9/10), S. 21–24.
- Vanberg, V.J. (2005): Market and State. The Perspective of Constitutional Political Economy. In: Journal of Institutional Economics 1(1), pp. 23–49.
- Watzlawick, P. (1976): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*. München.
- Weintraub, E.R. (2002): *How Economics Became a Mathematical Science*. Durham.
- Wilson, T. (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Band 1. Reinbek bei Hamburg, S. 54–79.
- Westgren, R./Zering, K. (1998): Case Study Research Methods for Firm and Market Research. In: Agribusiness, 14(5), pp. 415–424.
- Winker, P. (1997): *Empirische Wirtschaftsforschung*. Berlin/Heidelberg.
- Winker, P. (2007): *Empirische Wirtschaftsforschung und Ökonometrie*. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin/Heidelberg.